Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 8 1940

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.



Aufnahme:
Hans Retzlaff

Der Reichswalter des NS.-Lehrerbundes

Gauleiter Fritz Wächtler

und die »Reichs-Elternwarte«

Deutsche Erzieher!
Deutsche Eltern!

Seit Jahren ist die in Verbindung mit der Reichswaltung des NS-Lehrerbundes herausgegebene "Reichs-Elternwarte" bemüht, eine Brücke zwischen Schule und Elternhaus zu schlagen. Sie machte es sich zur Aufgabe, die Eltern mit den Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätzen der neuen Schule bekannt zu machen und regte sie an, ihre eigene Erziehungsarbeit dieser anzugleichen.

Wie die "Reichs-Elternwarte" schon in Friedenszeiten einen besonderen Platz unter den Erziehungszeitschriften eingenommen hat, so will sie auch im Kriege ein treuer Helfer und Mahner bleiben. Dem Elternhaus mit praktischem Rat hilfreich bereit zu stehen und ihm Wege zu weisen, wie auch in diesen Schicksalstagen eine sinnvolle Erziehung des Kindes zur Gemeinschaft durchgeführt werden kann, ist die Aufgabe, die der "Reichs-Elternwarte" heute besonders gestellt ist.

Im Interesse dieses Zieles und eines noch engeren Zusammenarbeitens zwischen Schule und Elternhaus - eben in dieser Kriegszeit - würde ich es deshalb begrüßen, wenn Erzieher und Eltern sich die Förderung der "Reichs-Elternwarte" angelegen sein ließen.

Heil Hitler!

Fritz Wächtler

Gauleiter und Reichswalter des NSLB.

Ratschläge für Feldpostsendungen

Gerade die vergangenen Festtage brachten uns Soldaten eine Fülle von Liebesgaben und anderen Geschenken. Wir waren oft geradezu überwältigt von der Menge der Gaben und der Herzlichkeit, mit der sie übermittelt wurden. Alles zusammen versetzte uns in eine Hochstimmung, wie sie auch eine Friedensweihnacht nicht besser hätte vermitteln können. Doch trotz vieler schöner und mancher praktischer Dinge war immer noch festzustellen, daß manche oder mancher noch nicht so recht weiß, was neben den schönen Dingen gerade auch an praktischen Dingen draußen im Felde von einzelnen Soldaten benötigt wird. So seien hier einmal von einem Soldaten einige kurze Hinweise gegeben:

Ein kleiner Spiegel ist immer willkommen, jedoch am liebsten ein Metallspiegel.

Brillenträger werden für ein Brillenetui, möglichst aus Leichtmetall, sehr dankbar sein.

Rasierklingen sind bei allen gern gesehen, desgleichen Tempotaschentücher.

Jeder Soldat trägt Bilder, Aufnahmen seiner Lieben daheim usw., bei sich. Ein kleines, aber haltbares Album, das bequem in eine Seitentasche geht, wird größte Freude erwecken.

Blechhülsen für Streichholzschachteln ersparen manchen Aerger über zerdrückte und unbrauchbar gewordene Schachteln.

Schick ab und zu auch einige Kerzen, man kann sie draußen sehr oft und sehr gut gebrauchen.

Schenkst du schon eine Armbanduhr, dann möglichst auch gleich wasserdicht, mit unzerbrechlichem Glas und nachtleuchtendem Zifferblatt.

Eine Tube Klebstoff ist stets willkommen zum Aufkleben von Adressen und Zukleben von Briefen, bei denen oft der Leim durch Nässe unbrauchbar wurde, usw.

Eine kleine Schere, aber bitte mit Schutzhülle, kann jeder Soldat gebrauchen, ein neues Taschenmesser (bitte aber mit gutem Büchsenöffner), desgleichen eine Schutzhülle für das Soldbuch (Brieftaschengröße) werden dankbar und voll Freude angenommen; ebenso Schreibpapier und Schreibgerät (einschl. ein gut schließbares Glas Tinte).

Auch Butterbrotpapier ist wertvoll, man kann empfangene Wurst- und Fettportionen sowie Stullen sauber und haltbar darin einwickeln. Man denke auch an ein kleines Notizbuch mit Kalender.

Eine Nähzeuggarnitur, möglichst flach und aus weichem Material und mit Reißverschluß, wird gerade hier im Felde jeden Besitzer glücklich machen.

Soweit einige direkte Hinweise. Viele Kleinigkeiten, die eben keine Kleinigkeiten mehr sind, wenn sie fehlen, gäbe es noch aufzuzählen. Es genügt aber schon, wenn jeder bei allen ins Feld gesandten Dingen darauf achtet, das sie möglichst haltbar, leicht und nicht zu groß sind. Helft den Soldaten Zeit, Gewicht und Raum sparen! Er wird euch um so dankbarer sein.

Uffz. A. Himstedt.

Heft 8 1940

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht



Ostern fing die Schule an

Aufnahme: Hans Bilgen

Frauen helfen . . .

Von Johannes Otto

Aufnahmen: Scherl-Bilderdienst



Tapfer übernimmt die Frau die schwere Arbeit des Landmannes

Das Lied vom deutschen Heldentum wäre unvollständig, wenn in ihm der Hymnus auf die deutsche Frau fehlen würde. Solange es eine deutsche Geschichte, solange es deutsche Kriege gibt, hat die deutsche Frau ihren Anteil an der Schicksalsgestaltung und am Siege der Nation. Dabei denken wir in erster Linie nicht einmal an jene weiblichen Heldengestalten aus der älteren und jüngeren Vergangenheit, die sich todesmutig mit der Waffe in der Hand in die Kampfesfront der Männer einreihten, um mit ihnen den Sieg des deutschen Rechtes zu erkämpfen; wir denken auch nicht an jene politischen Führerinnen, die die Vorsehung unserm Volke dann und wann, zumeist aber in dem Augenblicke bescherte, da es an geeigneten „Männern" fehlte; und wir denken auch nicht an die Unzahl der deutschen Frauen, die in Kriegen die „Engel des Schlachtfeldes" waren, oder in Friedenszeiten sich mit der ganzen Kraft ihrer Persönlichkeit für den sozialen Fortschritt im Staate einsetzten und die Vorbedingungen für das Heranwachsen eines gesunden und wehrhaften Volkes schufen. Ja, wir brauchen überhaupt nicht eine besondere Gruppe aus der Millionenzahl deutscher Frauen als lebendigen Beweis für den Anteil, den das deutsche Weib an der Gestaltung des deutschen Schicksals hat, herausheben — auch nicht die Frauen und Mütter, die ihre Söhne und die Väter ihrer Kinder für das Vaterland dahingaben —: alle leben sie ein Heldenleben für die Nation, und ihr Heldentum heißt Pflichterfüllung.



Sie war immer ein Wesensmerkmal der deutschen Frau. Im Kriege jedoch steigerte sie sich zur Einsatzbereitschaft von unerhörtem Ausmaß. Weit über die Grenzen ihres alltäglichen Pflichtenkreises hinaus erstreckt sich ihr Wirken, und überall da, wo sie gebraucht werden, wo sie einen zum Wehrmachtsdienst einberufenen Mann ersetzen können, haben sie sich in die alle umfassende Front eingereiht, die um den deutschen Sieg ringt.

Schon im Weltkrieg war die Frau als Gespannführerin keine seltene Erscheinung; auch als Eisenbahn- und Straßenbahnschaffnerin sind wir ihr schon damals begegnet. Hinzugekommen ist in dem gegenwärtigen Kriege — dem Zuge der Motorisierung unseres gewerblichen Lebens folgend — der Beruf der Trecker- und Kraftwagenführerin, für den u. a. der Reichsnährstand Frauen in besonderen Lehrgängen ausbildet. Tausende und abertausende von deutschen Frauen haben sich den wehrwirtschaftlichen Betrieben als Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt, viele unter ihnen, die früher das für „kaum möglich" gehalten hätten, und die doch heute in dem Gedanken

eine Befriedung finden, dem Vaterlande in ernster Zeit durch Preisgabe ihrer Bequemlichkeit und ihrer sonstigen Lebensgewohnheiten zu dienen.

Wo ist überhaupt die Frau, die heute dem Vaterlande nicht dienen möchte? Die großen Verbände der NS.-Frauenschaft und des Deutschen Roten Kreuzes und nicht zuletzt auch des Reichs-Luftschutzbundes haben den Frauendienst organisiert und all dem opferbereiten Wollen die zweckentsprechende Richtung gegeben. Ob es sich dabei um die Bereit- und Herstellung von Verbandstoffen, um die Betreuung von Kindern auf den Märkten oder von Soldaten auf den Bahnhöfen, um die Aufnahme der zum Zwecke der Umschulung auf eine wehrwirtschaftliche Arbeit fern der eigenen Heimat weilenden Arbeiter handelt — immer ist die Tätigkeit der hierfür eingesetzten Frau auf das eine Ziel ausgerichtet, dem Ganzen zu dienen. Sie steht in der Front!



Vergessen wir nun aber bei der Aufzählung all der vielen Möglichkeiten und all der Tatsachen fraulichen Wirkens in dieser Zeit — die Aufzählung kann ja nie vollständig sein! — nicht das stille Dienen, um das nur wenige wissen, oder das vielleicht kaum einer merkt, das aber, aus dem gleichen Wollen geboren wie der Dienst in der Oeffentlichkeit, diesem an Bedeutung nicht nachsteht. Es gibt in unserm gemeinsamen Kampfe keinen Wertunterschied der zu leistenden Aufgaben, und die der Nachbarin erwiesene Gefälligkeit, durch die dieser ein Weg erspart oder eine Freude bereitet wird, wiegt vielleicht ebenso schwer wie ein Tag im Werkraum eines Rüstungsbetriebes. Eben weil hier eine Frau der anderen ihre Hilfsbereitschaft zeigte, weil hier ein Mensch erfuhr, daß er nicht allein steht, daß ein anderer trotz eigener Sorgen noch die Zeit und den Willen aufbringt, sich um die Sorgen seiner Mitmenschen helfend zu kümmern.

Wie wenig gehört oft dazu, mit Kleinem so Großes zu erreichen! Jetzt, da die Tage wieder länger werden, da die Kinder ihren Tummelplatz aus der Stube wieder auf den Spielplatz oder auf den Dorfanger verlegen, brauchen sie Aufsicht. Der kinderlosen oder kinderarmen Nachbarin macht es nichts aus, die Kleinen der berufstätigen Nachbarin zu betreuen, und der Nachbarin damit eine Sorge abzunehmen.

Um den einkaufenden Müttern die Sorge um ihre Kinder abzunehmen, hat die Partei Stätten eingerichtet, wo die Mütter vorübergehend ihre Kinder abgeben können.



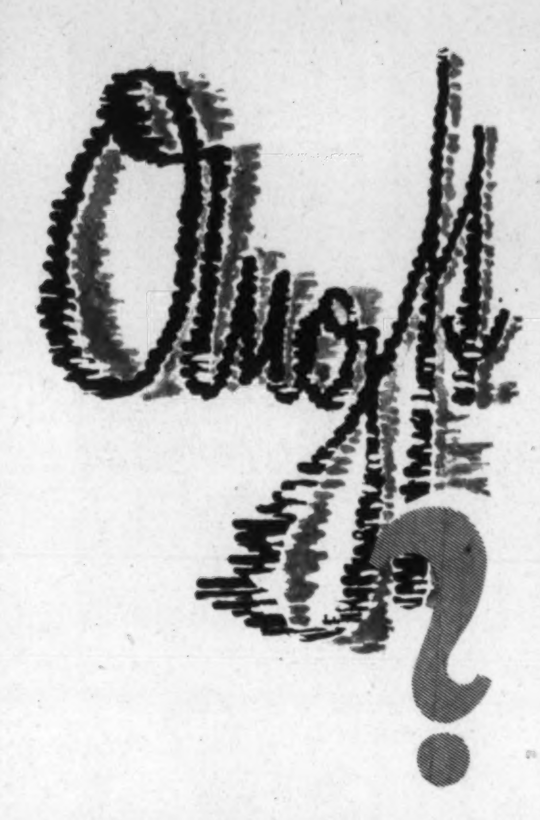
Unterricht im Fahren eines Schleppers.

Mitglieder der NS-Frauenschaft fertigen Verbandszeug aus altem Leinen an.

Nachbarhilfe — dieses Wort wurde in diesem Kriege aus dem Geist der Volksgemeinschaft heraus geboren. Es ist kein „Wort" geblieben, sondern Tat geworden, tausendfach still und unauffällig getane Tat. Das freundliche, über den Zaun gewechselte Wort, der praktische Wink in Einkaufs- und Küchenfragen, der Zugriff, wo zwei Hände ein Werk nicht allein zu meistern vermögen — eine Unsumme von Möglichkeiten liegt in dem Wort Nachbarhilfe einbeschlossen und eine Unsumme von Segen. Und wo noch jemand säumt, wird die Tat der andern Ansporn sein.

Deutschlands Frauen wissen um diesen Segen für die Stärkung der inneren Front, die wie die der kämpfenden Männer ein unüberwindliches Bollwerk gegen alle Angriffe der Feinde ist und ein Zeugnis deutschen Heldensinnes.





Von Edmund Fischer

Es ist jedem Kenner des Kindes und der Kindesseele bekannt, daß das *Grundgefühl des Daseins beim Kinde die Furcht* ist (Müller-Freienfels). Wie die gesamte Lebenshaltung aller Lebewesen, die über geringe Waffen verfügen, von der Furcht bestimmt ist, kann es beim Kinde, das sich nicht zu wehren vermag, nicht anders sein. Und es entsprach nur unserer Erwartung, als wir beispielsweise bei der systematischen Untersuchung von Kinderträumen fanden, daß die jüngeren Kinder weitaus überwiegend Angst- und Schreckträume hatten.

Ja, der Seelenforscher behauptet mit Recht, daß das Hineinwachsen des Kindes in die Kultur und in die menschlichen Gemeinschaften ohne Furchtvorstellungen überhaupt nicht möglich ist. Denn ursprünglich ist alles Denken und Handeln des Kleinkindes ichbestimmt und ichbetont. Hat nun das ein- oder zweijährige Kind die Empfindung, daß alles und alle um seinetwillen da sind, so macht bereits das dreijährige Kind vollbewußt die Erfahrung, daß die Umwelt in zunehmendem Maße Ansprüche, Forderungen an es stellt und daß es zur Vermeidung von Unannehmlichkeiten (Strafen u. ä.) gut tut, die Forderungen der Umwelt zu erfüllen. Die Furcht vor Unannehmlichkeiten schafft also im Kinde die Hemmungen, die nötig sind, damit das Kind seinen Willen, seine Wünsche und Begehrungen mehr und mehr dem Willen und den Wünschen seiner Umwelt unterwirft.

Die Furcht stellt sich also als *ein notwendiges Erziehungsmittel* dar. Widerspricht dies aber nicht dem, was wir eingangs erkannten: daß Furcht zu seelischen Verkrampfungen und Erkrankungen führen kann? — Ja und nein!

Eltern und sonstige Erzieher kommen in der Tat nicht ganz ohne die Weckung von Furchtvorstellungen aus, wenn sie das Kind zur Einfügung in die Gemeinschaft erziehen wollen. (Die Religionen verfahren bei ihrer Menschenforschung nicht viel anders.) Wesentlich ist nur zweierlei. Einmal: das Kind muß *über der Furcht die Liebe* spüren, die die Eltern, Geschwister, Lehrer für es auch dann empfinden, wenn sie ihm mit irgendeiner Strafe drohen, es vor den schlimmen Folgen einer Handlung warnen oder es gar einmal bestrafen müssen. Zum anderen kommt es auf die *Art der Drohungen* an, die die hemmenden Furchtvorstellungen erzielen sollen.

Zunächst sind alle Drohungen mit Personen und Dingen zu verwerfen, die selbst Erzeugnis einer bodenlosen und unbeschränkten Phantasie sind (schwarzer Mann, Wolf). Denn sie richten die an sich äußerst lebhafte und hemmungslose Einbildungskraft des Kindes auf Gegenstände, deren Gefährlichkeit es niemals aus eigener Erfahrung abschätzen kann und deshalb immer überschätzen muß, so daß sich bei besonders empfindsamen Kindern die Furcht ins Krankhafte zu steigern und zu dauernder seelischer Verkrampfung zu führen vermag.

Abzulehnen sind ferner Drohungen mit dem Schutzmann. Dieser Hüter der staatlichen Ordnung und Schützer aller anständigen Menschen soll den Kindern nicht in verzerrter Gestalt — als ein Mensch, der die Kinder einsteckt usw. — vorgestellt werden, sondern als das, was er wirklich ist: ein Freund der Kinder und als ihr Helfer in Not und Gefahren.

Gleich verwerflich ist beim vorschulpflichtigen Kinde die drohende Redensart: „Warte nur, wenn du in die Schule kommst, da setzt es jeden Tag vom Lehrer mit dem Rohrstock Prügel!" Die Schule ist keine Strafanstalt, und der Lehrer ist schon seit Jahrzehnten kein „Steißtrommler" mehr. Darum darf auch schon den Kleinkindern nicht erst die irrige Vorstellung von der Schule eingeimpft werden. Vielmehr sollen sie nur Schönes von ihr hören, so daß sie gern und mit aufgeschlossenem Herzen den ersten Schulgang antreten, nicht voller Hemmungen und Aengsten, die nur sein Einleben in die neue Gemeinschaft unnötig erschweren.

Mit Vorsicht sollte eine Mutter ferner mit dem strafenden Vater drohen. Wenn sie das immer tut und nicht fähig oder willens ist, notfalls einmal das Kind selbst zu bestrafen und sich dadurch Gehorsam zu erzwingen, so läuft sie Gefahr, die Achtung ihres Kindes zu verlieren. Und ist der Vater immer allein der Strafvollstrecker, so besteht die Gefahr einer oft nicht wieder gutzumachenden Entfremdung zwischen Vater und Kind. Denn nicht jedes Kind erkennt oder fühlt, daß der strafende Vater es genau so lieb hat und ihm wohl will wie die meist drohende, aber selten strafende Mutter.

Besonders verwerflich und unzweckmäßig sind alle Drohungen mit unnatürlichen und unmenschlichen Strafen. Obwohl kein Vater und keine Mutter sie je verwirklichen würden, müssen sie doch so oder so das Vertrauen des Kindes zu den Eltern untergraben und schließlich zerstören.

Manche Eltern mögen wohl fragen, ob nach all diesen Gegenbeispielen überhaupt noch nennenswerte Mittel übrig bleiben, die nötigenfalls im Kinde gewisse Furchtvorstellungen zu Erziehungszwecken erzeugen helfen. Gewiß doch! Es gibt für bedachtsame Eltern noch genug Möglichkeiten, durch kleine, wohlabgewogene, gegebenenfalls klug gesteigerte Drohungen (und Strafen) eine leiblich-seelisch unschädliche und doch erziehlich höchst fruchtbare Furcht zu wecken, eine Furcht nicht vor überhaupt nicht vorhandenen oder vor übersteigerten Gefahren, sondern Furcht vor dem Eintritt kleiner, doch für das richtig erzogene Kind fühlbarer Unannehmlichkeiten. Man droht etwa damit, daß das Kind bei Ungehorsam nicht auf den Hof und mit den anderen Kindern spielen oder daß es die Großeltern nicht mit besuchen darf. Der Entzug eines beliebten Spielzeugs oder des Lieblingsgerichtes sind brauchbare Androhungen. Gerade weil das Kind immer voller Wünsche und Begehrungen ist und nicht gern auf etwas verzichtet, halten wir alle Entzugsdrohungen, deren Gegenstände natürlich mit dem Alter des Kindes wechseln (Entzug des Taschengeldes, des Fahrrades, Verzicht auf ein Buch, auf die Großfahrt usw.), für erziehlich wertvoll. Warum soll das Kind nicht fürchten lernen, gewisse Rechte entzogen zu bekommen, wenn es bestimmte, seiner Einsicht und Fähigkeit angemessene Pflichten nicht erfüllt? Daß es bei seelisch zart besaiteten Kindern oft schon genügt, wenn ihnen die Mutter mit dem Entzug ihrer Liebe droht, mag als bekannt nur am Rande vermerkt werden. Ebenso die Tatsache, daß in einer von echter Religiosität erfüllten Familiengemeinschaft bei Kindern der Hinweis auf die Allgegenwart Gottes als nachhaltige Mahnung oder Drohung wirksam ist.

Was auch die Eltern zu tun für richtig befinden, stets mögen sie dessen eingedenk sein: die Furcht als Erziehungsmittel bleibt ein unentbehrliches, aber zweischneidiges Schwert; es zerschneidet Ungehorsam und Nichtsnutzigkeit, wo es mit Liebe geschwungen wird; es zerschneidet hingegen das Band des Vertrauens zwischen Eltern und Kind, wo es mit Lieblosigkeit gehandhabt wird.



Arme Leute

Das Männlein — ein strammer Vierjähriger — kommt angestapft, duftend nach frischer Herbstkälte und rund und rosigglänzend wie ein frischgepflückter Winteräpfel.

Und sein Begehr? Es ist immer dasselbe, was gesunde Vierjährige begehren, wenn sie plötzlich ihr Spiel draußen unterbrechen und unvermutet in der Küche erscheinen: ein Butterbrot. Nur pflegen solche Männlein für die Jetztzeit ein bißchen von solchen Gelüsten befallen zu werden.

Und so muß die Mutter sagen: „Ein Brot kannst du haben, aber Butter ist keine mehr da."

„Und Marrine?"

„Jungchen, die Margarine braucht die Mutter zum Kochen."

„Und Mallade?"

„Gibt's erst wieder zum Vesperbrot."

„Und s o ein Brot?"

„Kannst du haben."

Er nimmt mit großer Zufriedenheit sein „so ein Brot" in Empfang und trollt ab, aber es dauert nicht lange, und er ist wieder da.

„Na, Männlein, — und was gibt es jetzt?"

Er kaut langsam und gründlich an seinem Brote, schaut nachdenklich vor sich hin, dann langsam zur Mutter auf und fragt:

„Du — Mutti — sind wir a r m e Leute?"

„Warum, Männlein?"

„Der Ulli — der hat gesagt — wenn man ein trockenes Brot essen muß, mit garnists dadrauf, denn sind man arme Leute."

„Na —" lächelt Mutter „der Ulli muß es ja wissen."

„Ja — d e r", seufzt das Männlein, der sagt, d i e sind so reich. Aber wir, Mutti — sag: s i n d wir denn arme Leute?"

„Nein, Männlein, wir sind keine armen Leute."

„Aber der Ulli sagt — —"

„Dann sag du deinem Ulli: solange man für seinen Hunger genug Brot zum Sattessen hat, ist man nicht arm."

„Aber der Ulli sagt doch —"

„Ach, laß mich in Ruh mit deinem Ulli. Der kann von mir aus sagen, was er will."

„Na ja", sagt das Männlein, ist aber keineswegs zufriedengestellt; er scharrt mit seinem kleinen derbbeschuhten Fuß und legt die Stirn in Falten.

„Du — Mutti — —"

„Was denn noch, Männlein?"

Und er voll Ungeduld und brennender Wißbegier:

„Wer i s denn aber eintlis arme Leute?"

„Arm ist, mein Junge, wer nicht zufrieden ist mit dem, was er hat. Arm ist, wer nicht auskommt mit dem, was er hat. Arm ist, wer anderer Leute Bewunderung braucht zu dem, was er hat. Arm ist, wer sich nicht selber helfen kann."

„Aber der Ulli sagt", unterbricht er heftig, „der Ulli sagt, wir sind arme Leute, weil meine Mutter arbeiten muß."

„Wer arbeiten muß", sagt die Mutter, „der ist doch nicht arm. Arm ist, wer nicht arbeiten kann. Arm ist, wer nicht arbeiten will. Arm ist, wer seine Arbeit von andern Leuten machen lassen muß, weil er seine Arbeit nicht versteht. Wer seine Arbeit nicht liebt, der ist arm."

Aber der Bub ist schon lange wieder draußen. Er hat sich Mutters schöne Rede gar nicht zu Ende angehört. Ob sie ihn langweilte? Vielleicht hat ihm schon der starke und zuversichtliche Ton in Mutters Stimme genügt — denn jetzt tönt von draußen sein helles und freudiges Stimmchen:

„Etsch! — und wir sind garnis arme Leute! Und wir hammen genug Arbeit! Und meine Mutter kann immer für allen Hunger selber Brot abßneiden!"

Und der dicke Ulli brummt ungläubig:?

„Denn seid Ihr wohl a u c h reich?"

Und das Männlein wirft sich in die Brust:

„Och — un w i e reich!"

„Da sag mal, wie reich seid Ihr?"

„Das k a n n [illegible] garnists sagen so reich!" triumphierte das Männlein.

Und Mutter steht am Fenster und sieht ihren strammen lebensprühenden kleinen Kerl herzhaft mit seinen blitzenden Zähnen in seine trockene Schnitte beißen, und bestätigt bei sich:

„Das kann man gar nicht sagen, w i e r e i c h wir sind."

Ausgleichende Gerechtigkeit

Der Bub war ungezogen, und die Mutter hat ihm eine langen müssen. Nicht, daß es nachhaltig wehgetan hätte, aber der Bub ist empfindlich, und faßt alles zusammen in ein oder besser gesagt: in seinem Selbstgefühl — gewaltig gekränkt und erniedrigt. Er ist nicht gerade, was man ein lenkbares oder ein sanftes Kind nennt, und auch nicht gerade ein sehr gutes — wenn auch keineswegs ungut oder gar bösartig; aber Rache sinnt er doch, und die angetane Schmach muß er auf seine Art wieder vergelten.

Als ihm hernach die Mutter wieder nahe kommt, holt er aus und patscht mit der kleinen griffigen Bubenhand fest nach ihrem Arm. Innerlich zwar schämt er sich dieses Tuns sofort gewaltig — so gewaltig, daß er den Kopf senkt, und der Mutter nicht in die Augen schauen mag, aber äußerlich tut er trotzig und selbstherrlich und faßt alles zusammen in ein bündiges, aber vielsagendes „So!".

Die Mutter ist keine, die viel Worte macht. Aber entgegen ihrer Art fragt sie diesmal: „Warum hast du mich denn geschlagen, Bub?"

„Weil du mich auch geschlagen hast", gibt er ohne Umschweife ehrlich zur Antwort. Er ist begierig, was nun folgen wird; logischerweise müßte er nun wieder einen Schlag bekommen, hinter die Ohren vielleicht, oder gar auf den frechen Mund, und er sinnt gerade, ob er die Sache dann auch so fortsetzen soll — aber der erwartete Schlag erfolgt nicht. Die Mutter tut nur einen Seufzer, und dann sagt sie — schwer, als hole sie jedes Wort aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens:

„Ich wünschte nur, du würdest mir alles mit Gleichem vergelten, was ich an dir tue." Und wiegt leicht den Kopf, und ist mit kurzen harten Schritten zur Türe hinaus.

Der Bub sitzt am Tisch, ihm ist merkwürdig ums Herz. Er möchte am liebsten heulen, aber das ist seiner unwürdig, und so bohrt er die Fäuste in die Augenhöhlen und zerreibt die Tränen, die ohne sein Wollen kommen. Sie kommen aus einer Stelle seines Herzens, die er bisher nie empfunden, weil sie noch keiner berührt hat. Am liebsten liefe er jetzt zur Mutter, legte den Kopf in ihre Schürze. Aber noch ehe er dazu kommt, ist sie wieder in der Stube, und diesmal bringt sie das große Speisenbrett, um den Tisch fürs Abendessen zu decken. Sie sagt nichts, und tut, als sähe sie ihn gar nicht. Da läuft er stillschweigend, ohne nach ihr zu sehen, an ihr vorbei und bringt aus der Küche das große Brot angeschleppt. Dann wagt er endlich zu ihr aufzusehen. „Ist es so recht?" fragt sein Blick, und ihre Hand gibt ihm Antwort, indem sie ihm einmal über den Schopf fährt.

Da packt er mit beiden Fäusten nach dieser Hand, drückt sie sich ganz fest auf den Borstenkopf, wie, um diesen verstehenden, verzeihenden Druck noch lange zu spüren, und dann findet er ein Wort, das die letzten Wirrnisse lösen soll.

„Wir zwei", sagt er, „wir werden uns, glaub ich, so bald nimmer wieder hauen müssen". Und in seiner männlich herabgeschraubten Stimme liegt eine überzeugte und überzeugende Bestätigung, daß e r gewiß keinen Anlaß mehr dazu geben werde.

A. Weiß



Kleingarten / Kinderland

Von Karl Peter Schreiber

Eine der größten Gefahren, die den Bestand des deutschen Volkes bedrohen, ist die Verstädterung des deutschen Volkes. Der Beginn des Maschinenzeitalters ist zugleich der Beginn dieser Entwicklung, die sich innerhalb weniger Jahrzehnte zu erschreckenden Ausmaßen vollzog. Millionen gesunder Menschen wandern vom Lande ab in die Großstadt und verkümmern hier in den licht- und luftlosen Hinterhöfen grauer Mietkasernen. Generationen werden hier geboren und sterben hier ohne jeden Zusammenhang mit der Natur, blasse Kinder mit sonnenhungrigen Augen, deren Zahl immer geringer wird, kennen eine Blumenwiese, ein reifes Ährenfeld oder den Wald nur noch vom Hörensagen. Die Industrialisierung des deutschen Volkes fordert ihre Opfer, immer mehr Menschen „frißt" die Stadt, und für unzählige Menschen ist der Siegeszug der Technik mit einem furchtbaren Fluch belastet.

Der bürgerliche Staat hat dieser Gefahr, die er nicht zu erkennen vermochte, gegenüber versagt. Die den Staat „tragende" bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft sah nur den äußerlichen Aufschwung des Industriestaates und nicht die Schäden, die im Inneren den Bestand bedrohten. Erst der Zusammenbruch ließ diesen schweren Fehler in seinen gefährlichen Ausmaßen sichtbar werden. Der Zwischenstaat von Weimar konnte diese Probleme schon gar nicht lösen, und erst dem Dritten Reich blieb es vorbehalten, energische Maßnahmen gegen den Volkstod in der Großstadt zu treffen.

Entscheidende Bedeutung gewinnt das Kleingartenwesen in diesem Kampf gegen die Verstädterung des deutschen Volkes. Einst privater Initiative überlassen, findet es in den am 22. März 1938 erlassenen Bestimmungen über die Förderung von Kleingärten nunmehr staatliche Unterstützung. Die Förderung des Kleingartenbesitzes ist in der Tat eins der wirksamsten Mittel im Kampfe gegen die Verstädterung. Sie bringt den Städter wieder in Zusammenhang mit der lebendigen Natur und ihren vielfältigen Segnungen. Der Besitz eines Kleingartens erfüllt die ewige Sehnsucht nach dem eigenen Stückchen Land, und sei es noch so klein, wo der Mensch die drückende Enge der Mietkaserne vergißt, seiner Freiheit wieder bewußt wird und in Licht, Luft und Sonne freudig schafft. Mit unermüdlichem Fleiß und rührender Liebe zu diesem kleinen Stück Natur schaffen und werken Tausende am Feierabend auf diesem Kleingartenland, unter ihren Händen erwächst eine köstliche Blumenpracht, und ein reicher Ernteertrag belohnt ihre rastlose Tätigkeit. Wer einmal an einem Sommerabend über ein solches Kleingartenland gegangen ist, der mag erahnen, wie groß der Segen ist, der aus diesem Stück Natur für die Menschen erwächst, die es hegen und pflegen. Gesunde, kräftige, fröhliche Menschen rufen ihm fröhliche Grüße zu, lachende Augen strahlen ihn an. Hier zeigt man ihm den größten Kürbis, dort muß er die vielen Aepfel am Spalier bewundern; dieser läßt ihn von den besonders saftigen Pfirsichen kosten, und jener schneidet ihm vielleicht eine wunderschöne, selbstgezüchtete dunkelrote Rose ab.

Zutiefst bewegt von der rührenden Dankbarkeit, mit der diese Menschen jede kleinste Gabe der Natur hinnehmen, wird er aber vor allem das helle, jubelnde Lachen der vielen, vie-



len Kinder in seinem Herzen widerhallen lassen. Denn Kleingartenland ist Kinderland! Hier wächst ein gesundes, kräftiges und glückliches Geschlecht heran, oft mitten in der Stadt und doch so fern ihrer bedrückenden Enge und grauen Oede. Hier braucht das Kind keine Blumen mit Kreide an eine bröckelnde Hauswand zu malen, ohne rechte Vorstellung von der wirklichen Schönheit der Natur, hier erlebt es in innigem Zusammenhang mit der Natur das Wunder des Wachstums der Blume vom zarten Keim bis zur üppigen Blüte. Hier erlebt es die Größe und Schönheit der Schöpfung und lernt frühzeitig sich einordnen ins Ganze. Schon von klein auf lernt es hegen und pflegen, setzt es seinen Stolz darein, sein kleines Beet — immer hat ihm der Vater eins zur selbständigen Bestellung überlassen — sorgsam und sauber zu erhalten und immer wieder zu verschönen. Oft ist den Kindern die Pflege des Kleinviehs überlassen, und es braucht wohl nicht erst betont zu werden, welche Bedeutung das Zusammensein von Kind und Tier für die Bildung des Gemütes hat. So wächst das Kind frühzeitig in einen Kreis von kleinen Pflichten, Aufgaben und Arbeiten hinein, die seine Erziehung zum charakterlich wertvollen Volksgenossen in jeder Beziehung nur günstig beeinflussen werden.

Hand in Hand damit geht die leibliche Ausbildung des Kindes. Die fast dauernde körperliche Betätigung und Bewegung im Freien, inmitten der grünenden und blühenden Natur, in guter Luft, in Licht und Sonne wirken sich außerordentlich günstig auf die Gesundheit aus. Kleingartenkinder fallen meist durch ihr blühendes, fast möchte man sagen kraftstrotzendes Aussehen auf gegenüber den Kindern, die auf den Hinterhöfen der Stadt leben müssen. Sie sind lebendiger, frischer, ermüden nicht so leicht, kränkeln nicht, sind nicht so anfällig — und sind auch meist die „Räuberhauptmänner" und Anführer der kleinen „Banden" der Klassen in der Schule, wie sie auch fast stets die besten Turner und Sportler sind.

Dazu tut natürlich die bessere Ernährung ihr übriges. Kleingartenland ist ernährungswirtschaftlich wertvollstes Land. Seine Besitzer haben den übrigen Stadtbewohnern unendlich viel voraus. Durch die oft überraschend hohe Erzeugung von hochwertigem, sorgsam gepflegtem Obst und Gemüse im Kleingarten wird der Kleingärtnerfamilie eine gesündere Lebenshaltung ermöglicht, als im allgemeinen dem Städter, der von den Schwankungen der Marktlage abhängig ist. Im Haushalt des Kleingärtners wandern in der Regel die Erzeugnisse seines Gartens direkt auf den Eßtisch, er allein in der Stadt hat immer wirkliches Frischgemüse und Frischobst. Dabei ist bemerkenswert, daß sich diese Kleingartenwirtschaft vorteilhaft für die Ernährungslage des ganzen Volkes auswirkt, denn der Kleingärtner entlastet den Markt, da er Selbsterzeuger ist, ja, er vermag ihm sogar oft noch Frischgemüse und Frischobst zuzuführen. Er führt also auch über seine Familie hinaus anderen Volksgenossen — wohl auch hier und da in erster Linie Kindern! — wichtige Nahrungsmittel zu, die für die Erhaltung der Volksgesundheit unerläßlich sind. Vor allem aber natürlich für die Gesundheit seiner eigenen Kinder ist die Ernte an Obst und Gemüse, die er als Lohn für seinen Fleiß und seine sorgende Mühe erhält, von größter Bedeutung. Die gesunde Ernährung, die im Kleingärtnerhaushalt vorwiegend vitamin- und mineralsalzreich ist, läßt tückische Krankheiten, von denen leider nur allzuoft die Großstadtjugend heimgesucht wird, gar nicht erst aufkommen. Nur in den allerseltensten Fällen wird uns in einer Kleingärtnerfamilie ein Kind begegnen, das von der so weit verbreiteten Zahnfäule, der Caries, befallen ist. Dies ist sicher das deutlichste Zeichen einer guten und gesundheitlich wertvollen Ernährung.

Es ist selbstverständlich, daß der Staat das Kleingartenwesen in jeder Weise fördernd unterstützt. Für die Herrichtung und Einrichtung von neuen Kleingärten werden Reichsdarlehen bis zu 120,— RM gewährt, da der Staat ganz klar erkannt hat, welcher große Segen aus diesen Kleingärten für die Familie erwächst. Dieser Segen wirkt sich auch in einer erhöhten Fruchtbarkeit der Kleingärtnerfamilien aus. Kleingartenfamilien sind meist kinderreich und so wertvollste Zellen des Staates.

Kleingartenland ist Kinderland! In Licht, Luft und Sonne, naturverbunden und arbeitsfreudig, charakterlich und körperlich gesund, in ständiger körperlicher Bewegung und Beschäftigung und hervorragend ernährt wächst auf dem Kleingartenland ein gesundes, starkes und tüchtiges Geschlecht heran, das die vielen Schäden der Großstadt an unserem Volkskörper überwunden hat und einer glücklicheren Zukunft entgegengeht, als sie Generationen vor ihm vergönnt war.

Aufnahmen: Atlantic-Photo u. Ewald Welzel



Mutter — hast du das bedacht?

Heimlichkeiten

„Höre, Ewald, du bist unser einziger Junge; alles, was wir besitzen und uns mühsam erwerben, fällt einmal dir zu. Du weißt, daß wir an nichts sparen, das deiner Erziehung zugute kommen soll. Nicht, als ob wir es so reichlich hätten, aber für wen geschieht das alles? Doch nur für dich. Du sollst es später einmal leichter haben, als deine Eltern. Du sollst studieren, das weißt du. Und du willst es ja auch, nicht wahr? Darum mußt du lernen, mußt streben, immer der Beste in deiner Klasse zu sein. Junge, du darfst dich nicht gehen lassen, denn unsere Mühe und das viele Geld, was wir für dich ausgeben, darf nicht umsonst sein. Selbstverständlich sollst du auch spielen dürfen und unter deinen Kameraden sein. Aber über allem muß die Schule stehen, vor allem mußt du erst deine Pflicht tun. Du darfst dich nicht mit guten Durchschnittsnoten zufrieden geben. Besser, immer noch besser müssen die Arbeiten werden. Dann erreichst du es. Höre du, Ewald, lernen, lernen, lernen!"

Diese Rede hört Ewald oft, viel zu oft. Sie ist ihm gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen, denn Mutter hat hochfliegende Pläne, die sie verwirklicht sehen will. Ewald soll studieren, soll seine Vettern und Basen samt und sonders in den Schatten stellen. Zwei Verwandte studieren schon, und diese Tatsache stachelt Mutters Ehrgeiz empfindlich. Nein, ihr Ewald, ihr einziges Kind, darf nicht zurückstehen. Es wäre eine Schande für die Familie. Und damit sie nicht eines Tages vor einer schmerzlichen Ueberraschung steht, läßt sie sich jeden Tag die Schulhefte ihres Jungen zeigen; damit sie auch sicher ist, daß nichts unterbleibt, um dem Ziel ihrer Wünsche nahe zu kommen, überwacht sie ihres Jungen Hausaufgaben und lernt verbissen alles das mit, was Ewald lernen muß, um Schritt mit ihm zu halten.

Ewald ist nicht unbegabt, und er ist auch nicht träge und phlegmatisch; er geht aus sich gern zur Schule. Und er kommt auch gut mit, wenngleich er trotz allen Fleißes auch nicht der Beste der Klasse wird. Das wurmt ihn weniger als seiner Mutter, denn er ist gerecht genug, seinen leistungsstärkeren Klassenkameraden den Rang nicht zu neiden. Aber die Mutter denkt anders. Sie meint, daß ihr Ewald diesen Vorsprung seiner Kameraden nicht nur aufholen kann, sondern es auch muß. Und sie predigt weiter und ermahnt und bittet.

Eines Tages kommt Ewald etwas bedrückt nach Hause. Die Mutter merkt sogleich, daß irgend etwas in der Schule nicht recht geklappt hat, und sie wartet, daß Ewald ihr von seinem Kummer berichtet. Das tut Ewald diesmal aber nicht. Da wird sie argwöhnisch. Er ist doch sonst gesprächig und verheimlicht ihr nichts. Aber sie will klar sehen, darum untersucht sie heimlich die Schulmappe des Jungen und — findet das Mathematikheft mit einer ungenügenden Arbeit. Zwar weiß sie, daß Ewald in der Mathematik nicht besonders stark ist, und sie weiß auch, daß sie gelegentlich einmal mit einer solchen Arbeit rechnen mußte. Aber diese Panne setzt ihr doch hart zu. Härter wohl noch als dem Jungen. Sie packt das Heft wieder in die Schulmappe und fragt Ewald nach dem Mittagessen, scheinbar ganz nebenher, nach der Mathematikaufgabe. Ganz wohl fühlt sie sich nicht; irgendwie spürt sie wohl, daß ihr heimliches Kontrollieren nicht recht war. Darum sieht sie Ewald bei dieser Frage auch nicht an. Und der Junge? Er tut etwas, was er bislang noch nie getan hat: er leugnet die Rückgabe des Heftes. Vielleicht muß er an die langatmige Rede der Mutter denken, vielleicht fürchtet er sich vor ihrem Unwillen und vor den neuen Ermahnungen. Darauf war die Mutter nun nicht gefaßt. Sie versucht es im Guten; sie dringt in ihn, mahnt, droht. Ewald bleibt bei seinem Leugnen. Sie sagt, sie werde seine Klassenkameraden fragen. Es nützt nichts, Ewald leugnet.

Aus der kleinen Panne ist nun ein „Fall" geworden, den der Vater aufklären soll. Als er abends nach Hause kommt, klagt sie ihm die Unaufrichtigkeit des Jungen. Erneutes Verhör, langatmige Ermahnungen des Vaters. Darauf wird die Schulmappe untersucht. Das Heft ist verschwunden. Der Vater mag noch nicht zum Letzten, zur Prügelstrafe, greifen; er will Ewald beschämen. Zu dem Zweck ruft er einen im gleichen Hause wohnenden Klassenkameraden von Ewald. Auch der leugnet die Rückgabe der Mathematikaufgabe. Selbstverständlich, denn er kennt Ewald als guten Kameraden und aufrichtigen Kerl. Da muß er sich schon solidarisch fühlen. Also das hat auch nichts gefruchtet. Nun ist die Mutter empört; sie hat das Heft doch mit eigenen Augen gesehen, und nun wollen diese Jungen sie so massiv anlügen? So sagt sie Ewald auf den Kopf zu, daß sie seine Schulmappe heimlich untersucht und die ungenügende Arbeit gesehen habe. Angesichts dieses Beweisstückes streckt Ewald die Waffen und gibt zu, die Unwahrheit gesagt zu haben.

„Du wolltest uns also diese Panne verheimlichen", sagt schließlich der Vater. Ewald nickte schuldbewußt. „Du weißt doch, daß ich Heimlichkeiten auf den Tod nicht leiden kann", fährt er fort. „Heimlichkeiten zerstören jedes Vertrauen. Wenn ich nun zu meinem Kinde kein Vertrauen mehr haben kann, dann ist es sehr schlimm." Und dann diktiert der Vater ihm eine — wie ihm scheinen will — wirksame Strafe.

Nun ist wohl die Frage erlaubt: ist Ewald diesmal wirklich der Schuldige? Gewiß, er hat seine Eltern belogen, sogar massiv belogen. Das durfte er nicht. Aber befand er sich nicht in gewissem Sinne in einem Notstand? War es nicht die Mutter selbst, die ihn durch ihren Ehrgeiz in diese Sackgasse drängte? Hätte sie aus diesem Versagen nicht ein Lamento gemacht? Und welcher Junge kann das ertragen. Und was sagte der Vater noch? Heimlichkeiten zerstören das Vertrauen. Ein wahres Wort, aber auch für die Mutter. Ob Ewald nicht schon soviel Kritik aufbringt, um zu unterscheiden, daß die Mutter die erste war, die das Vertrauen durch das heimliche Nachsehen störte? Wenn sie es schon wußte, daß Ewald die Arbeit daneben geschrieben hatte, warum tat sie dann so, als wüßte sie es nicht?

Es ist nicht schwer, sich auszumalen, welchen weiteren Weg dies alles nehmen wird, wenn Mutter die Schuld nicht auch bei sich sucht und — findet.

Wen hast du lieber?

Von allen Verwandten und Bekannten ist Tante Emmi ziemlich die einzige, zu der die fünfjährige Gerda kein näheres Verhältnis finden kann. Nicht, daß Tante Emmi etwa nicht kinderlieb wäre, aber sie hat etwas in ihrer Art, mit dem das Kind noch nicht fertig werden kann. Und darum kostet es der Mutter stets viel Worte und Gerda eine Ueberwindung, bis sie sich entschließt, der Tante, die nur zwei Straßen entfernt wohnt, einen Besuch zu machen.

Heute mußte Gerda der Tante ein kleines Päckchen von der Mutter bringen! sie hat es abgegeben und sitzt nun mit Tante Emmi am Fenster und wartet die „schickliche" Zeit ab, um wieder zu gehen. Tante Emmi fragt nach diesem und jenen, worauf Gerda ihr nur halbe Antworten gibt. Schon längst schmerzt es der kinderlosen Tante, daß sie nicht ein kleines, winziges Stückchen von diesem Kinderherzen besitzt, darum meint sie: „Zu mir kommst du wohl sehr ungern?" So unvermittelt diese Frage an Gerda gestellt wurde, so unvermittelt kommt es über ihre Lippen: „Sehr gern nicht". Diese ehrliche Kinderantwort lähmt für eine Zeit das Gespräch. Dann hört Gerda die etwas spitze Frage: „Wen hast du denn lieber von deinen Verwandten?" Gerda kann keine „zweckmäßige" Antwort finden, sie sagt: „Am liebsten habe ich den Onkel Walter." Darob Entsetzen und Starre im Blick der Tante. Auf diese Antwort war sie nicht gefaßt, sonst hätte sie die Frage unmöglich gestellt, denn Onkel Walter war ihr verhaßt. Verhaßt wegen seiner manchmal reichlich burschikosen Art, mit der er anderen die Wahrheit zu sagen pflegte. Und darum mied sie seine Gesellschaft. Nicht, daß er ein Besserwisser war, oder ein Nörgler und Quengler, nein, Onkel Walter war kein Kompromißler, war also wenig umgänglich. Wie ein Kind Onkel Walter am „liebsten" haben konnte, vermochte Tante Emmi nicht zu begreifen, darum sagte sie nach einer Weile sehr scharf und spitz: „Dann habe deinen Onkel Walter auch weiterhin nur sehr lieb. Ich hatte zwar ein paar schöne Aepfel für dich zurückgelegt, aber unter diesen Umständen hole dir nur welche von deinem lieben Onkel Walter."

Das war kalt und herzlos. Aber Tante Emmi mußte dies sagen, aus „Rache", aus Neid. Und weil nun das

Beisammensein unerquicklich war, stand Gerda auf, gab der Tante die Hand und ging enttäuscht, aber nachdenklich nach Hause.

Ein paar Tage später besuchte sie eine Freundin der Mutter, die in der Nachbarschaft wohnte. Die saß gerade am Kaffeetisch, so daß Gerda ein Stück Kuchen bekam. Und während sie sich den gut schmecken ließ, hörte sie plötzlich die Frage: „Nun, Gerdakind, wen hast du von all deinen Tanten denn am liebsten?“ Diesmal ließ Gerda sich nicht mehr ins Bockshorn jagen; mit einem neckischen Blick erwiderte sie: „Dich, Tante Johanna.“ Wie da das Herz der Frau schwoll! Zur Belohnung für dieses „Geständnis“ bekam Gerda darauf eine kleine Packung Konfekt.

Schon am nächsten Tage wußte die Mutter hiervon. Die Freundin hatte es ihr nicht vorenthalten können. Darauf nahm sich die Mutter Klein-Gerda vor, und um ganz sicher zu gehen, stellte sie nun die Frage: „Wen hast du denn wirklich am liebsten?“ Sie mußte diese Frage stellen; irgendein ihr unerklärliches Gefühl legte sie ihr auf die Lippen. Zum Glück war der Vater nicht zugegen, darum konnte Gerda ihre Arme um den Hals der Mutter schlingen und erwidern: „Dich, Mutti, habe ich am liebsten!“ Ein seliges Leuchten trat in die Augen der Mutter. „Ich wußte es ja“, sagte sie glücklich und gab Gerda einen Kuß und ein Stück Kuchen zur „Belohnung“.

Mutter und Gerda noch eine Weile am Kaffeetisch. Die Sonne wärmte, von draußen hörte man Vogelsingen und alles war froh gestimmt. Da sagte der Vater: „Nun, kleine Gerda, wen hast du lieber, den Vater oder die Mutti?“ Da war Gerda in arge Bedrängnis. Hatte sie nicht erst vor ein paar Tagen der Mutter gestanden, daß sie . . . . Was nun? Sie sah von einem zum andern, dann kuschelte sie sich an die Mutter und sah den Vater an. Und so blieb es ungesagt, wen sie am liebsten hatte. Später allerdings gestand sie dem Vater heimlich, daß sie ihn am allerliebsten habe. Und dafür gab ihr der Vater einen Extragroschen. „Aber nichts der Mutti sagen!“

Als Onkel Walter dann am Nachmittag kam und ihr einen großen Teddybär mitbrachte, den er am Sonntag vorher auf dem Schützenfest „erschossen“ hatte, da war er der unbestrittene „Allerallerliebste“. Und so empfand das Kind es vielleicht auch, wenngleich im Herzen der Mutter eine kleine Enttäuschung wuchs.

Als der Herbst dann ins Land zog und die Früchte reiften, da besuchten Mutter und Gerda die Tante Emmi, von der sie alle Jahr ihr Obst bezogen. Sie saßen am Kaffeetisch, Gerda sehr brav und gesittet, und die beiden Frauen hatten sich viel zu erzählen und zu berichten. Es gab Pfirsichtorte, ein Erlebnis für Gerda! Tante Emmi sah die begehrlichen Blicke des Kindes, die das letzte Stück dieser begehrten Leckerei verschlangen. Und sie dachte bei sich: nun kann ich mir die Zuneigung der Kleinen leicht erwerben. Darum sagte sie: „Also, Gerda, wen hast du nun wirklich lieber, den Onkel Walter oder mich?“ Noch ein langer Blick auf das Stück Torte, dann sagte Gerda: „Ooch, den Onkel Walter, den mag ich gar nicht. Am liebsten mag ich dich.“ Darauf bekam sie das Stück und ein großes Schokoladenei extra. Und ein sieghaftes Lächeln stand im Gesicht der Tante Emmi.

Als Gerda dann an Mutters Hand heimwärts ging, konnte die Mutter nicht umhin, diese Taktik zu rügen. „Ich finde es wenig hübsch von dir, Gerda, daß du der Tante wegen eines Stückchens Torte so nach dem Munde redest. Wen hast du denn wirklich am liebsten? Immer wohl gerade den, der dir etwas schenkt. Nein, Kind, das ist nicht schön. Man nennt das den Mantel nach dem Winde hängen.“ Gerda sah etwas beschämt vor sich hin, dann sagte sie leise: „Aber sonst hätte Tante Emmi mir doch nichts gegeben.“ Und mit einem Bettelblick: „Aber dich, Mutti, dich habe ich ja doch am allerliebsten!“

Darauf täschelte die Mutter das Blondhaar ihres Mädels und war glücklich.

Möller-Crivitz

Kinder fragen

wir antworten

Was bedeutet Blockade?

Eine der seemännischen Bedeutungen des Wortes „Block“ ist: Verschluß. Blockade heißt also einen Hafen oder ein Seegebiet für den Handel verschließen. Hungerblockade bedeutet also nichts weiter, als das deutsche Seegebiet vor unserer Nordseeküste — die Ostseeküste ist dem Gegner unerreichbar! — für alle Schiffe, auch diejenigen, die Lebensmittel nach Deutschland bringen wollen, durch Kriegsschiffe, Minen und Abfangen der Dampfer, die von draußen, vom Atlantik kommend, Deutschland anlaufen wollen, zu sperren. Daß dies ein unerhörter Verstoß nicht nur gegen die internationalen Regeln, sondern auch gegen jede Menschlichkeit ist, wurde oben bereits gesagt.

Was ist ein Kaper? Woher kommt das Wort?

Im Lateinischen gibt es ein Wort „capere“, d. h. nehmen, wegnehmen. Ein Kaper oder Kaperschiff ist also ein Kriegsschiff, das im Kriege die Aufgabe hat, dem Feind möglichst viele Schiffe wegzunehmen. Im Mittelalter gab irgendein König oder Landesfürst einem tüchtigen Kapitän einen Kaperbrief, das heißt ein Schreiben, in dem genau verzeichnet stand, daß dieser Kapitän ein Kaperkapitän und sein Schiff ein Kaperschiff sei und das ersterer den Befehl und die Erlaubnis hätte, Handelsschiffe bestimmter, im Schreiben näher bezeichneter Staaten anzuhalten, wegzunehmen und wenn möglich, samt ihrer Ladung in Häfen des Heimatlandes des Kaperschiffes zu senden. Ein solcher Kaperbrief war also genau genommen ein Freibrief für jede Art von Seeräuberei für den Kapitän. England hat seine Seemacht nicht zuletzt durch solche verwegenen und rücksichtslosen Kaperkapitäne erreicht, die mit Freibriefen z. B. der Königin Elisabeth ausgestattet, den gesamten Handel anderer Staaten lähmten und dann in englische Hände spielten. Der berühmte Drake, später englischer Flottenführer, war wie viele seiner Zeitgenossen und Nachfolger zunächst ein solcher Kaperkapitän. Wer einen Kaperbrief nicht besaß und fremde Schiffe auf eigene Faust wegnahm, galt als Seeräuber. Die Kaperkapitäne hielten sich jedoch schon damals nicht an die Regeln, sondern nahmen auch Schiffe solcher Staaten weg, die in ihrem Kaperbrief gar nicht aufgezählt waren. Interessant ist, daß Rostock und Wismar während eines Krieges mit Dänemark und Norwegen alle Seekapitäne, die mitmachen wollten, mit Kaperbriefen gegen die beiden eben genannten Staaten ausrüsteten und ihnen dazu den Befehl gaben, die schwer vom Feinde bedrängte schwedische Hauptstadt Stockholm mit Lebensmitteln oder wie man damals sagte „Victualien“ auszurüsten. Die betreffenden Kaperkapitäne und ihre Mannschaften nannte man dann in der Folgezeit die „Victualienbrüder“ und sie sind später berühmt und berüchtigt geworden als die unter Störtebecker, Goedecke, Michael Wichmann, Magister Wibold und anderen stehenden Vitalienbrüder, Liekendeeler usw. Noch heute gebraucht man für den Handelskrieg zur See das Wort „Kaperkrieg“ und bezeichnet beispielsweise einen Hilfskreuzer, der feindliche Schiffe und neutrale Schiffe mit Bannware kapert oder versenken soll mit dem Namen „Kaperschiff“.

„Womit leuchtet ein Glühwürmchen?“

„Das Glühwürmchen leuchtet durch ein besonderes Leuchtorgan. Es ist eine Drüse, deren Zellen einen Schleim absondern, der durch Zutritt von Sauerstoff aufleuchtet. Zur Verstärkung des Lichts dienen winzige Linsen und Spiegel. Das Licht leuchtet oft sehr hell und erglänzt grünblau und grüngelb.“

Wo gibt es in Europa noch Wölfe?

Mancher wird gestaunt haben, als er in diesen Tagen von einer Wolfsplage in Spanien las. Natürlich findet man Wölfe nicht überall in Spanien, so häufig ist das Raubzeug dort auch nicht mehr. Aber immerhin drangen in der Provinz Segovia die Tiere infolge der außergewöhnlichen Kälte und des Hungers in einige Ortschaften ein. Wölfe gibt es, man sollte es kaum glauben, außer in der Schweiz, in Dänemark, Holland und England, noch in ganz Europa. In Ostdeutschland kann man wohl nur von Ueberläufern aus russischen Gebieten sprechen; man kann dort aber immer wieder welche antreffen. Es sind ja auch kaum hundert Jahre her, daß die Wölfe noch in Posen und Ostpreußen heimisch waren. Im Winter 1813 waren sie, mitgerissen von dem zurückflutenden französischen Heer, dort eine Landplage. Berichte aus jener Zeit nennen einmal 28 Kinder, ein andermal 18, die von Wölfen zerrissen wurden. In Posen und Ostpreußen wurde noch 1913 je ein Wolf erlegt, und während des Weltkrieges zeigten sich die Raubtiere in Masuren. Auch im Elsaß schoß man 1908 noch einen Wolf. Zum festen Wildbestand gehören die Wölfe heute noch in Ungarn, Galizien, Kroatien bezw. Jugoslawien, den südlichen Donauländern, Schweden, Norwegen, Finnland-Lappland, dem früheren östlichen Polen und Rußland.

Was wurde aus ihnen?

Erlebnisbericht eines Lehrers

„Sie wird ihr Geschäft verkaufen, und wir werden einen neuen Schuhmacher ins Dorf kriegen!" entschied der Gemeindevorsteher einen Meinungsstreit, der unter den Bauern anläßlich des Todes des alten Schuhmachermeisters P. über dessen mutmaßlichen Nachfolger entstanden war.

Und er behielt recht. Frau P. verkaufte ihr Geschäft an einen Meister, der von weit her kam, und der sich auf eine Anzeige in der Fachzeitung gemeldet und schnell zum Kauf entschlossen hatte.

Der Einzug der neuen Meisterfamilie war für unser Dorf eine kleine Sensation, und den „Neuen" wurde bei ihrem ersten Gang über die Dorfstraße aus den Bauernstuben hinter verhüllten Fenstern manch prüfender Blick nachgesandt.

Die Meistersleute hatten eine Tochter, ein hübsches, feingliederiges Persönchen von etwa 7 bis 8 Jahren mit schwarzem Haar und ganz dunklen Augen. Als ich ihr das erste Mal begegnete, kam mir eine Erinnerung: Das Kind hatte ich schon irgendwo einmal gesehen. Solche Augen und solches Haar vergißt man nicht und schon ganz und gar nicht solch quicklebendiges Wesen. Gestalt und Wesen wirkten fremd zwischen den ruhigen, schwerfälligen Bauernkindern, das war mir damals schon aufgefallen, als ich das Mädchen zum ersten Male sah.

Wann und wo war das bloß? Ich habe viel darüber nachgedacht, bin meine Wege während der letzten Jahre noch einmal im Geiste nachgegangen; aber nirgends bin ich auf ihnen dem kleinen Geschöpfchen begegnet. Und dennoch kannte ich die Marietta.

Woher kannte ich sie nur?

Der Einzug der neuen Dorfgenossen geschah während der Herbstferien, und als sie zu Ende waren, kam Frau Schuhmachermeister T. mit ihrer Marietta zu mir in die Schule, um das Mädchen anzumelden. Ich mußte hierbei die üblichen Fragen stellen, über die die Spalten des Hauptbuches Auskunft haben wollen: Geburtstag und -ort, erste Einschulung, Name und Beruf des Vaters, Name und Geburtsname der Mutter . . .

Karola hieß diese, Karola, geborene Purtscheller. Ich habe sie wohl, als sie mir ihren Namen nannte, sehr seltsam angesehen; denn sie fragte mich ganz verwirrt: „Was ist mit dem Namen? Ich weiß, er ist hier sehr selten, aber da drunten heißen viele so."

„Ja, Frau T., das glaube ich schon; aber hießen Sie nicht manchmal Lola Mara, und sahen Sie vor Jahren nicht genau so aus wie Ihre Marietta heute aussieht, und sind wir uns nicht schon einmal begegnet?"

Frau T. starrte mich mit entsetzten Augen an: „Sie wissen, daß ich ein Zirkuskind bin? — Ach Gott, nun wird es bald das ganze Dorf erfahren, und dann sind wir hier unmöglich! Ich, mein guter Mann und unsere kleine Marietta." Sie fing an herzzerbrechend zu weinen.

Ich hatte schon bei den ersten Worten unserer Unterhaltung, in dem Augenblick, als ich wußte, wo und wann ich „sie" schon einmal gesehen hatte, die kleine Marietta zu meiner Frau geschickt. So war ich denn mit der tränenüberströmten, schluchzenden Mutter ganz allein. Ich versuchte sie zu beruhigen, sagte ihr, daß von mir niemand etwas über ihre Herkunft, die ich persönlich für sehr ehrenwert halte, und an der nur ein dummes, überlebtes Vorurteil etwas finden könne, erfahren würde.

Meine Worte müssen wohl überzeugend aufrichtig geklungen haben. Jedenfalls beruhigte sie sich bald ein wenig, und durch Frage und Gegenfrage stellten wir fest, daß wir uns wirklich schon einmal im Leben begegnet waren, damals, als sie noch Lola Mara hieß und als Tochter eines Arenabesitzers mit ihrem Vater, seiner Familie und seiner Arena durch die Lande zog. Damals, als sie genau so aussah wie die Marietta heute . . .

Zweieinhalb Jahrzehnte mochten seit dem Tage verflossen sein, an dem die Arena Purtscheller in Kr., meinem damaligen Wirkungsort als Lehrer, ihren Einzug hielt. Das war ein Ereignis für das Dorf. Die Schuljugend hielt den ganzen Tag die Dorffreiheit, wo die Arena alsbald aufgebaut wurde, belagert. Abends war die Vorstellung ausverkauft, und unsere Dörfler waren von den Darbietungen begeistert: Seiltänzer traten auf und Schlangenmenschen, Turner am hohen Reck und an Ringen, dressierte Hunde und Tauben zeigten ihre Künste, und ein störrischer Esel wußte allen Versuchen, auf ihm zu reiten — wer es aus dem „hochgeehrten Publikum" fertig bekäme, sollte 20 Mark dafür haben — zu trotzen. Dazu machte ein „Dummer August" tolle und derbe Witze, und alles schrie und quietschte vor Vergnügen. Den Abschluß der Vorstellung bildeten „Lebende Bilder" bei bengalischer Beleuchtung, Szenen voll grausigem Inhalt: „In den Händen der Banditen" u. a., bei denen das gesamte Personal mitwirkte. Auch die Lola Mara, die kleine schöne dunkelhaarige Spitzentänzerin, die in ihrem flitterbehängten Gazekleidchen alle entzückt hatte, und zu der unsere Dorfbuben und Dorfmädchen wie zu einem Wesen aus einer anderen Welt aufgeschaut hatten.

Der unerwartete Erfolg des ersten Abends und die Möglichkeit, ein paar Nachbardörfer für sein Unternehmen zu interessieren, veranlaßten den „Herrn Direktor", zwei weitere Vorstellungen anzusetzen. Und am nächsten Morgen meldete sich in meiner Schule ein kleiner Gast. Jene Lola Mara. Aber jetzt hieß sie Karola Purtscheller. So stand es in ihrem Buch, in dem all die Schulen, die sie bislang für ein paar Tage besucht hatte, ihr die erfüllte Schulpflicht bescheinigten. Ich glaube, meine Jungen und Mädel sind schwer enttäuscht gewesen, sie jetzt so verändert zu sehen. Ohne die weißen Schuhchen, ohne das glitzernde Kleidchen, ohne die gebrannten Locken und die geschminkten Wangen. Was da schüchtern in die Klasse trat, war ein kleines, zartes Mädchen mit blassem Gesichtchen, in dem nur die großen dunklen Augen auffielen. Sie hatte ein zwar sauberes, aber verwaschenes und oft geflicktes Kleidchen an, ein so ärmliches, wie es kaum die Allerärmsten aus dem Dorfe trugen. Sie schien es gewohnt zu sein, angestarrt zu werden, denn sie bekümmerte sich nicht um die andern Kinder und versuchte, dem Unterricht zu folgen.

Ach das ging so schwer! Ueberall in den vielen, vielen Schulen, in denen sie bislang gewesen war, hatte sie nur ein Bröckchen Schulweisheit erwischt, überall ein anderes, wie es der Zufall ihr zuwarf, und das war keine rechte Kost, davon konnte kein Kind satt, und das will hier heißen, klug werden oder sichere Schulkenntnisse erwerben. Darum hatte ich mir die kleine Karola am Nachmittag, als die Schule für die andern aus war, in meine Wohnung bestellt, um ein wenig Ordnung in ihr Köpfchen zu bringen und mit ihr ein paar Buchstaben zu üben. Die Dorfmädel haben sich mit ihr anzufreunden versucht, teils aus wirklichem Mitempfinden, teils, um mal einen Blick in die seltsame Welt des Wohnwagens werfen zu können. Karola

blieb zurückhaltend, als wüßte sie, was sie hinter all den Freundschaftsbeweisen suchen müßte, und als wüßte sie, wie schnell man sie und die ganze bunte Welt der „Fahrenden Leute“ wieder vergessen würde.

Und so geschah es auch. Nach ein paar Tagen kündeten nur noch die Fetzen der in allen Farben des Regenbogens schillernden Reklamezettel an den Zäunen von dem Gastspiel der Arena. „Lola Mara, die junge Spitzentänzerin“ . . . .

Und die „Lola Mara“ saß nun vor mir. Nach mehr als 25 Jahren. Als Frau des geachteten Schuhmachermeisters T. und als Mutter eines prächtigen Töchterchens! Und ich verstand gar wohl ihre Sorge, daß es um ihre Ruhe und ihre gesellschaftliche Achtung geschehen sein könnte, wenn das Dorf erfuhr, daß einst der Wohnwagen ihre Heimat, und daß sie selbst ein „Zirkuskind“ gewesen sei. „Zirkusleute, das sind ja halbe Zigeuner, die enden meist hinter dem Zaun“, so urteilte man damals.

Alles zu tun oder, hier mußte es wohl heißen: alles zu unterlassen, daß dies nicht geschah, stand für mich von vornherein fest. Um so mehr, als mir, nun ruhiger und zutraulicher geworden, Frau T., die einstige Lola Mara, von ihrem späteren Leben erzählte. Wie wenig romantisch und gar nicht abenteuerlich und sensationell war dies verlaufen! Eine harte Jugend hatte dieses Leben gehabt, und schon früh lernte das Kind die Arbeit — so nennen ja die Artisten mit gutem Recht bis auf den heutigen Tag ihre Kunst und ihr Handwerk! — auf dem geharkten Sand und den Brettern kennen. Vater und Mutter waren ebenso strenge Lehrmeister wie gute Erzieher, und voll Dankbarkeit sprach Frau T. von ihnen, die nach einem langen Wanderleben Ruhe und Frieden als Besitzer eines kleinen Fremdenhofes drunten in Franken gefunden hatten. Sie selbst, die als Kind so gefeierte Lola Mara, hatte einst geglaubt, zu größten Leistungen berufen zu sein, von Triumphen in den Varietés der Weltstädte hatte sie geträumt und von Stargagen. Aber bald mußte sie einsehen, daß es dazu nicht langte. Ein erstmaliges Auftreten in einem zweitrangigen Varieté war ein glatter Mißerfolg, ein zweiter folgte und ein dritter, und die Gefahr des Abrutschens kam bedenklich nahe. Der Weltkrieg — ja, so seltsam es klingen mag — der Weltkrieg bewahrte sie davor. Sie fand in dieser Zeit kein Engagement, dafür aber den Weg ins Elternhaus, das während der Kriegsjahre nicht der Wohnwagen, sondern ein kleines Siedlerhaus in den Bergen war. Und weil es in Purtschellers Wohnwagen immer sehr bürgerlich hergegangen war, weil die Lola Mara neben ihrem Beruf auch stopfen, nähen und kochen gelernt hatte, fand sie als Karola Purtscheller auch bald eine Stelle als Hausmädchen in einem Pensionat in einem Kurort.

Ganz kam sie über ihre Träume von Erfolg und Ruhm und Prunk aber erst hinweg, als sie dort während des letzten Kriegsjahres den Unteroffizier T. kennenlernte, der als Wiedergenesender nach schwerer Verwundung einige Monate in einem dortigen Soldaten-Erholungsheim Aufnahme gefunden hatte. Zwei Menschen fanden sich für's Leben, und aus dem „Zirkuskind“ wurde schließlich eine Meistersfrau.

Ich habe ihr Geheimnis gehütet bis auf den heutigen Tag. Und wenn ich's heute preisgebe, dann weiß ich, daß es der Frau T. nichts mehr schaden kann. Denn einmal sind schon wieder mal mehr als zehn Jahre seit dem Tage verflossen, da Frau T. weinend um ihre Zukunft bangte, und zum andern haben mit der neuen Zeit auch neue Anschauungen über den Wert eines Menschen Einzug in unser Dorf gehalten.

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

13. Fortsetzung.

Auch eine mühselige und saure Arbeit. Seltsamerweise kam der kleine Ekkehart aus freien Stücken mit ins Maisfeld gelaufen, um zu helfen, und zeigte sich dabei sehr geschickt und anstellig. Die ganze Maisstaude, mitsamt dem Kolben wurde geknickt, so daß der Kolben mit seiner Spitze zur Erde hing. So konnte der Mais ruhig stehen, bis Zeit zum Einernten war. Zwischen diesen Mais quebrado, dem gebrochenen Mais, wurde nun mit einer Handmaschine zum zweitenmal gepflanzt, so daß man von dem Stück Land zweimal im Jahre ernten konnte. Aber nun war es die höchste Zeit, die Bohnen zu ernten, die schon dürr waren und raschelten. Sie wurden abgeerntet, mit Knüppeln gedroschen und dann durch den Wind gelassen: auf einem großen Sacktuch, „Lona“ genannt, hochgeschnellt und wieder aufgefangen, wobei der Wind die feinen Blatt- und Stengelteile fortwehte.

Inzwischen hatten die Tabakhaufen im Hause geschwitzt und allmählich eine dunkelbraune Farbe und einen schokoladenähnlichen, süßlichen Geruch bekommen. „Der Tabak sein abgeschwitzt“, sagte der Deutschrusse in der Siedlung. Nun war er fertig zum Verkauf. Außer dem Tabak, der hoch im Preise stand, konnte Frau Rohde drei Sack Bohnen zu je achtzig Kilogramm verkaufen, nachdem sie ihren Bedarf an Saat- und Eßbohnen zurückbehalten hatte und auch einen Teil der Maisernte. Zufrieden und mit einem berechtigten Stolz zählte sie ihre Barschaft. Sie hatte ihren Mann gestanden. „Schwer ist's, aber es macht auch Freude“, sagte sie zu ihren Kindern. Der kleine Ekkehart stimmte eifrig zu. Helmut schwieg nachdenklich.

*

Dem Haus im Urwald hatte die sorgsame Frauenhand längst wieder einen Hauch von Wohnlichkeit und Behagen verliehen. Tische und Bänke waren rauh, aber Bücher, Nähzeug, eine Gitarre an der Bretterwand, die blankgeputzte Lampe und eine gewisse, wohltuende Ordnung über dem Ganzen deuteten auf die deutsche Hausfrau.

Freilich, das Ungeziefer kriegte man aus dem Urwaldhaus nie ganz heraus. Es war schon gut, daß man nun wenigstens den Polverinos mit Flit etwas zu Leibe gehen konnte, diesen ständigen Plagegeistern, die nur der kalte Südwind aus dem Feuerland hin und wieder auf einige Tage vertrieb. Aber scheußlich waren die Kakerlaken, die richtige Hausschaben waren. Denen war mit Menschenmacht überhaupt nicht beizukommen. Rohdes hatten auf dem Boden mehrere Kisten voller Bücher stehen, ein wahres Dorado für diese Biester. Wenn sie die Kisten auf den Hof brachten und die Bücher ausschüttelten, dann ergoß sich ein Regen von Kakerlaken, und eigenartig — die Biester liefen sofort wieder eilends in Richtung des Hauses zu, und die ganze Säuberung hätte keinen Zweck gehabt, wenn nicht die Hühner gewesen wären. „Putt, putt, putt!“ riefen die Kinder, und in wenigen Minuten war jede Kakerlake vertilgt. Alle vier Wochen mußte Frau Rohde diese Säuberung durchführen, und ganz kriegte sie die Brut nie weg.

Nun wurde das Haus aber doch in bestimmten Abständen gründlich gesäubert, und zwar von einem richtigen Kriegsheer unzähliger winziger Tierchen, den Wanderameisen, kurz „Wandrer“ genannt. Immer gegen An-

fang des Herbstes waren die Wandrer zu erwarten. Das ging dann folgendermaßen vor sich: Eines Abends beobachtet man, wie an einer Stelle des Hauses eine unabsehbar lange Reihe hintereinander marschierender, schwarzer Ameisen eindringen. Dieser Spähtrupp, der die Aufgabe hat, auszukundschaften, ob das Haus Beute verspricht und ob es sich lohnt, einen geschlossenen Raubzug daraufhin auszuführen, verschwindet bald, aber zwei bis drei Tage später erwacht man gegen Mitternacht von einem Knistern und Knastern, einem Rennen und Fallen, es ist, als ob es im Hause regnet. Eine Spinne läuft über die Hand, eine tote Kakerlake fällt aufs Gesicht. Einer schreit: „Die Wandrer! Rrrraus!!!!" Nun heißt es, so schnell wie möglich erst die Kinder fortbringen; wenn die Betten noch nicht voller Ameisen sind, kommen die auch mit raus. In der Nähe des Hauses sucht nun die Mutter eine geschützte Stelle, wo sie mit den Kindern die Nacht verbringen kann. Die beiden Jungen sind hellwach und beobachten, besonders dem kleinen Ekkehart funkeln die Augen. Rings um das Haus ist es schwarz von Ameisen, da ist auch kein helles Stück mehr frei. Die Ameisen sind jetzt die Herren des Hauses und vernichten jegliches Ungeziefer.

Mutter geht nach den Bienen und den Küken sehen, denn wenn die Wandrer die kleinen Küken in die Mache kriegten, gingen sie ein. Die ganze Nacht trieben die Ameisen in dem Hause ihr Wesen, und wenn sie alles geschafft hatten, verschwanden sie meist gegen Morgen. Danach war das Haus für ein Vierteljahr vollkommen frei von Ungeziefer.

Es war etwas Geheimnisvolles um die Tiere in diesen urweltlichen Gegenden; sie verkündeten auch Naturkatastrophen. Eines Tages sahen Frau Rohde und die Kinder am Horizont dicke gelbe Wolken, und Schwärme von Seemöwen kamen vom Paraná her. Ein paar Wochen später erfuhren sie, daß an diesem Tage die Stadt Encarnacion durch einen Zyklon vernichtet wurde. Diese Stadt hatte vorwiegend Wellblechdächer, die durch den Sturm über die Straße gefegt wurden und die herumirrenden Menschen auf schreckliche Weise töteten und verstümmelten.

*

Es war Frau Hannas Art, freundlich und ausgleichend zu wirken. So stand sie auch mit den Leuten in der Kolonie, wo es oft Geschrei und Streit gab, wenn die Temperamente aufeinanderprallten, auf gutem Fuße. In dem Teil oben am Urwald, wo Deutsche, Deutschrussen und Tiroler wohnten, herrschte ja meist Frieden und Einigkeit. Mit den Frauen war Hanna Rohde gut nachbarlich befreundet, nahm Teil an ihrem Familienleben, half in Krankheitsfällen, wie ja wiederum auch die Frauen sich ihr hilfreich erwiesen. Es wohnten zwei Tiroler Familien und vier deutsch-russische Familien in der Kolonie; ihre Namen waren Sommerfeld, Ziesemann, Schrötlin und Gansel. Sie hatten viel Deutsches, Anheimelndes, schon in ihrer Sprache und in ihren Kinderspielen. Die deutschrussischen Kinder waren kleine Flachsköpfe, und mitten in der fremden Landschaft zwischen Yerbabäumen und Tabakfeldern spielten sie auf der staubigen „Gaß" ihr Spiel:

Kinnerje, ihr Kinnerje, kommt all zu mir.
— Mer ferchte uns.
Vur wem?
— Vurm Wolf.
Wo sitzt er?
— Hintjem Büschche.
Was freßt er?
— Eri Gras.
Was sauft er?
— Hell Wasser.
Ihr Kinnerje, ihr Kinnerje, kommt all zu Haus.

Nun rennen sie am Wolf vorbei, und wen der Wolf erwischt, der muß ihm helfen, die andern zu fangen.

Sabinchen und Ekkehart spielten viel mit den kleinen Deutschrussen, obwohl Ekkehart noch immer den Zug zur Comisaria und den schwarzäugigen Kindern Ignazia, Domingo, Fernando . . . unten am Hafen hatte. Er sprach Spanisch bereits so gut wie Deutsch.

Hätten die einzelnen Siedlungen nicht so weit auseinander gelegen und wäre nicht die tägliche harte Arbeit gewesen, so hätte sich Frau Rohde wohl noch enger an die Kolonistenfrauen angeschlossen. Sie war eigentlich nicht für die Einsamkeit geschaffen, dazu war sie eine viel zu lebhafte und warmherzige Natur. Wer bei ihr einsprach, konnte einer herzlichen und gastfreien Aufnahme sicher sein. Und ihr Haus beherbergte manchen Gast. Fast immer handelte es sich um junge Leute aus Deutschland, die infolge trauriger Verhältnisse, von Abenteuerlust getrieben oder weil sie etwas ausgefressen hatten, nach Südamerika ausgewandert waren. Solche jungen Leute hatte sie manchmal wochen- und monatelang im Hause. Der eine war ein Förstersohn, der den Krieg mitgemacht hatte. Ziemlich elend und heruntergekommen sprach er eines Tages bei Frau Rohde vor. Um ihm zu helfen, nahm sie ihn auf; er sollte die beiden jüngeren Kinder in Deutsch unterrichten. Außerdem wollte sie ihm die Möglichkeit geben, sich etwas Geld zu verdienen, und schlug ihm vor, hier einen Bienenstand aufzuziehen, dessen Erlös ihm zufallen sollte.

Aber der junge Mann konnte nicht arbeiten, er hatte keinen Trieb, keine Energie. Die Pflanzerfrau konnte ihm noch so eindringlich vorstellen: „Es gibt hier nur eins — arbeiten und durchhalten. Wer das nicht kann, geht unter." Es nützte nichts. Ihm war nicht zu helfen. Und so ließ sie ihn wieder seiner Wege ziehen. Das Gegenstück dazu war ein junger Mann, namens Josef Brezel, aus Württemberg; das war ein tüchtiger Bursche, der gern und gut arbeitete und mit Helmut Freundschaft schloß. Er ging dann als Tischlergeselle nach Brasilien und landete in Sao Paulo, wo er seßhaft wurde und ein deutsches Mädchen heiratete.

Der eigenartigste Gast, den alle gern hatten und der im Laufe von zwei bis drei Jahren immer wieder auf der Farm vorsprach, war Fritz Wackernagel. Ein merkwürdiges Zusammentreffen fügte es, daß er der Sohn des Hauptmanns war, unter dem Heinrich Rohde im Weltkrieg gestanden hatte. Was er von Beruf war, wußte man nicht, wahrscheinlich ein verkrachter Student. Er zog als Klavierstimmer durch ganz Südamerika. Auf den einzelnen Farmen und Hazienden, wo Klaviere zu stimmen waren, hielt er sich meist Wochen oder Monate auf. Dann kaufte er sich einen Sulki und ein abgeklappertes Pferd und fuhr weiter, und wenn er wieder für einige Zeit seßhaft geworden war, verkaufte er das Pferd und den hochrädrigen Wagen, vielleicht noch mit einem kleinen Verdienst. Er führte immer allerhand Getier mit sich, wie Rassepferde und Hunde, die allerdings nicht in der besten Verfassung waren, aber auch Gitarren, Gewehre, Buschmesser, Schmucksachen, Fleischhackmaschinen und so weiter. Wenn er in eine Kolonie kam, suchte er die Sachen zu verkaufen, andernfalls verschenkte er sie und wurde dann für ein paar Wochen aufgenommen. Auch bei Rohdes war er stets mehrere Wochen. Er legte hie und da auch Hand mit an. Für schwere Arbeit war er nicht zu haben, aber sonst sehr gut zu leiden. Man konnte sich mit ihm auch über andere Dinge unterhalten als über die Roza, die Ernteaussichten und die Preise. Es waren immer kleine Festabende, wenn man nach der täglichen Arbeit zusammen saß. Durch das eingeschnittene Fensterviereck strich die herrliche frische Abendluft, rund und honiggelb stieg der Mond auf und zeichnete die Kronen der Palmen und Lapachobäume klar gegen den Himmel. Wackernagel erzählte von seinen Erlebnissen auf den Hazienden, wo die reichen, oft grauslich unmusikalischen Pflanzer die schönsten Klaviere hatten, und Frau Rohde seufzte sehnsüchtig: „Ob ich mir wohl später auch einmal ein Klavier werde kaufen können?" Der junge Mann spielte auch sehr gut Gitarre und sang dazu, dann stimmten alle ein, und die Mutter war ganz in ihrem Element. Es wurden deutsche Volkslieder gesungen: „Rosenstock, Holderblüt" und „Ein Jäger aus Kurpfalz", „Drei Lilien, drei Lilien", „Wenn's Mailüfterl weht" . . . Die Mutter konnte nie genug kriegen. „Die deutschen Volkslieder", sagte sie, „sind doch die schönsten. So was Einfaches, und doch so viel drin." Wenn es aber regnete, wurde die Lampe angezündet und ein Leseabend veranstaltet. Sie lasen immer wieder die deutschen Klassiker. Warum eigentlich? Sie wußten es selber nicht. „Ich glaube", sagte die Mutter, „weil so viel darin steht, das auf alle Menschen paßt und an das man sich halten kann. So was braucht man hier. Da ist ein Gedicht von Goethe, das ist so wahr, so richtig." Sie blätterte in dem Goetheband und las es vor:

‚Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.'

„So ist es auch hier: ‚Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten'. Nur nicht zu viel denken, Kinder, wie alles kommen wird, und ob man's besser so oder so gemacht hätte. Macht euch euren Plan, und dann stur drauf los und tüchtig gearbeitet, wenn's sein muß, mit zusammengebissenen Zähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Preisaufgabe

Ihr seht auf dieser Zeichnung 7 Verkehrsteilnehmer, von denen sich einige vorschriftswidrig verhalten. Nr. 1 ist ein parkender Kraftwagen, Nr. 2 ein Motorrad, Nr. 3 ein Pferdefuhrwerk, Nr. 4 ein Fußgänger mit Handwagen, Nr. 5 ein Radfahrer, Nr. 6 ein Kraftwagen, Nr. 7 eine Straßenbahn. Sucht nun einmal heraus, welche Verkehrsteilnehmer Verkehrssünder sind und worin ihre Verstöße bestehen. Ich hoffe, daß ihr alle die Verkehrsvorschriften sehr genau kennt und daß darum das Los die sieben Preisträger bestimmen muß. Denn ihr wißt ja, diese Mühe soll nicht umsonst sein; ich setze einen 1. Preis in Höhe von 10,— RM., einen 2. Preis in Höhe von 5,— RM. und 5 weitere Preise in Gestalt von wertvollen Jugendbüchern aus. Schickt mir die Lösungen bis zum 25. Mai 1940 an die **„Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstr. 17—18.**

Brieffreundschaft suchen

Mädel und Jungen aus allen Teilen Deutschlands. Wer Lust hat, an einer Brieffreundschaft teilzunehmen, der schreibe mir seine Adresse, gebe sein Alter an und die besonderen Wünsche. Ich verteile dann die Adressen.

Wir kleben bunte Blumen!

Besorgt euch alle einige Bogen buntes Klebepapier! Ihr bekommt es billig in einer Papierwarenhandlung. Praktisch sind auch Hefte, die aus Klebepapier bestehen, denn in ihnen findet ihr recht viele passende Farben. Damit wir unsere Klebearbeiten auch gleich verwerten können, nehmen wir als Untergrund unbeschriebene einfache Postkarten. Zuerst kleben wir eine Tulpe. Auf eine Postkarte kleben wir ein schwarzes Stück Papier als Untergrund. Wir schneiden es passend aus und machen es mit einem Schwämmchen oder einem Lappen feucht. Dann schneiden wir die Blüte der Tulpe aus rotem Papier aus. Der Stengel soll aus braunem Papier bestehen und die Blätter aus grünem. Wir geben den Blättern ganz einfache Formen. Der Stengel wird zuerst aufgeklebt, dann die Blüte und zum Schluß die vier Blätter. Damit ist die erste Postkarte schon fertig.

Als zweites Bild nehmen wir einen Blumenstrauß. Wieder wird der Hintergrund schwarz; damit der Strauß mit der Vase auch richtig steht, kleben wir unten einen hellbraunen Streifen hin. Das ist die Tischplatte. Dann schneiden wir aus dunkelbraunem Papier die Vase aus. Die grünen Teile des Straußes schneiden wir in einem Stück aus, und dann kommen die eigentlichen Blumen an die Reihe. Dazu schneiden wir verschiedene Formen aus verschiedenem Papier, also gelbe Sterne, rote Kringel mit grünem Punkt und weiße Ballen. Nun können wir aufkleben. Zunächst kommt der schwarze Hintergrund, dann die braune Tischplatte. Darauf kleben wir die Vase auf, schließlich die grünen Blätter und zum Schluß die Blumen. Ihr seht schon, daß das Kleben sehr einfach ist. Ihr müßt nur schöne Formen schneiden.

Nun können wir als drittes Bild schon schwierigere Sachen machen. Diesmal bekommt das Bild auch einen Rahmen. Da der Hintergrund gelb ist, soll er grün werden. Wir wollen darauf eine Topfblume kleben. Der Blumentopf mit seinem Teller wird dunkelbraun. Der Stiel der Blume soll dunkelgrün und die Blätter hellgrün werden. Die Blüten der Topfblumen machen wir groß und rot. An einem Zweig bringen wir auch eine Knospe an.

Zum vierten Bild sollt Ihr die Formen und die Farben selbst finden. Probiert es einmal, es wird Euch Freude machen!





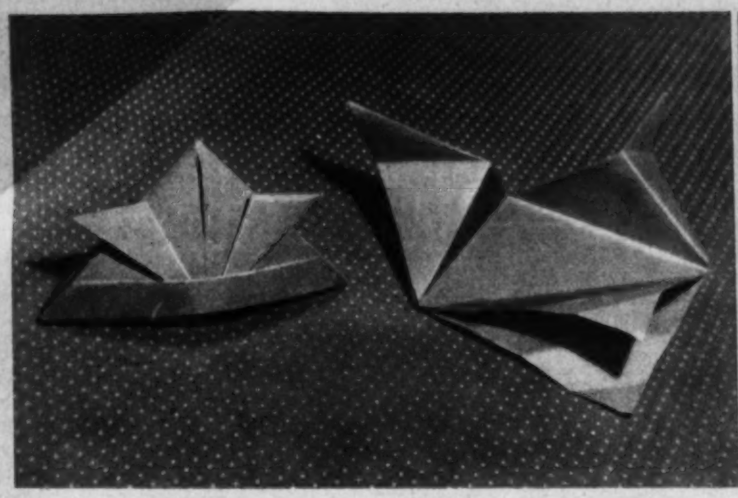
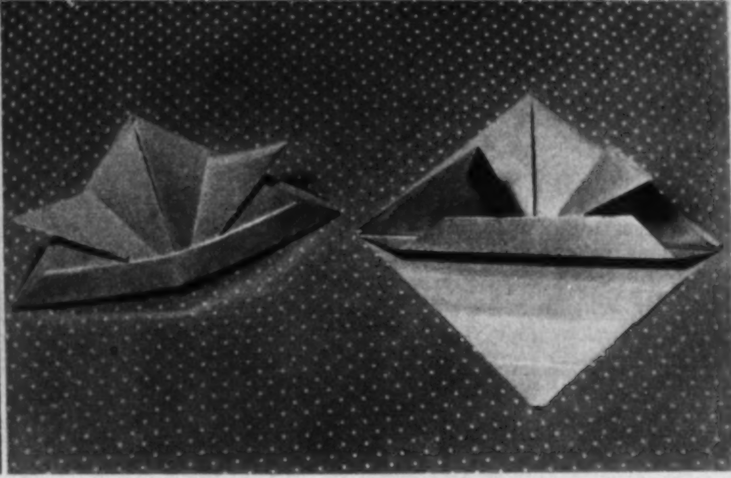
Aufnahme: Atlantik-Photo



Die Briefmarke als Spiegel nationaler Ereignisse

Die meisten von euch haben doch sicherlich schon den Versuch gemacht, sich eine Briefmarkensammlung anzulegen. Ich bin nun schon öfter von euch gefragt worden, nach welchen Gesichtspunkten man solch eine Sammlung am besten anlegt, denn einfach wild darauf lossammeln, ist ja ein Unding. Und um sich eine möglichst vollständige Sammlung zu beschaffen, bedarf es ganz gewaltiger Geldmittel. Wie wäre es da, wenn ihr nun einmal versuchen würdet, solche Briefmarken zu sammeln, auf denen zum Beispiel die nationalen Ereignisse seit 1933 dargestellt wurden, und diese Sammlung fortsetzen würdet? Ich habe mir eine kleine Auswahl beschafft, die ihr hier im Bilde seht. Fangen wir beim Betrachten oben links an und nehmen dann die untere Reihe vor. Da haben wir zuerst das Bild des großen Friedrich, an dessen Gruft am 21. März 1933 das Reich Adolf Hitlers erstand. Gehen wir nun weiter nach links, so sehen wir den deutschen Adler, wie er seine Schwingen zum erstenmal unter dem Sonnensymbol des Hakenkreuzes regt. Die nächste Briefmarke zeigt uns den Parteitag des Glaubens im Jahre 1934. Dann vermerken wir ein gewaltiges Ereignis: die Rückgliederung des Saargebietes am 15. Januar 1935. Am 15. März 1935, dem Heldengedenktag, befahl der Führer die Wehrpflicht für jeden Deutschen und schuf so die Voraussetzung für unseren Kampf gegen die uns feindlich gesinnte Welt. Der Reichsberufswettkampf mit seiner Leistungssteigerung findet seine sinnbildliche Darstellung auf den beiden nächsten Marken. Dann sehen wir den Reichsparteitag der Ehre im Jahre 1935 und den Reichsparteitag der Arbeit im Jahre 1936. Zum Tage der zwölfjährigen Wiederkehr des 9. November brachte die Reichspost eine Marke heraus, auf der wir die Feldherrnhalle, die Blutfahne und den SA.-Mann sehen. Aber auch die großen sozialen Einrichtungen finden wir auf den Briefmarken wieder. Ihr seht die Marke, die von der Freizeit und Erholung des schaffenden deutschen Menschen kündet. Im Zuge der Wehrhaftmachung Deutschlands war die Einrichtung des zivilen Luftschutzes ein Gebot der Notwendigkeit. Auch hiervon weiß die Briefmarke zu künden. Als sich dann der Traum aller Deutschen erfüllte, als die Ostmark heimkehrte ins Reich der Deutschen, da brachte die Reichspost die schöne Marke heraus, die ihr hier seht. Zum 50. Geburtstag des Führers sahen wir den Führer auf einer Briefmarke in seiner Vaterstadt Braunau. Dann sehen wir die Erinnerungsmarke der nun wieder deutsch gewordenen Stadt Danzig. Alles dieses danken wir dem Führer, der unser Volk zurückriß aus dem Abgrund und uns einer leuchtenden Zukunft entgegenführt. Aber auch die Briefmarken im Querformat wissen uns packend zu berichten vom Kampf und Freiheit und Ehre. Da seht ihr auf der linken Seite, wie der deutsche Siegfried den Drachen der Zwietracht erschlägt. Die nächste Marke ist dem Reichstreffen der HJ. in Kuhlmühle bei Rheinsberg gewidmet. Dann ist der ehrenvolle deutsche Sieg auf der Olympiade im Jahre 1936 dargestellt. Auf der nächsten Seite sehen wir die Bauten des Führers erstehen. Als dann das Sudetenland ebenfalls heimkehren konnte und der Führer dann auch noch das Memelland befreite, da war es wieder die Briefmarke, die Zeugnis ablegte von diesem gewaltigen Geschehen.

Das ist nur eine kleine Auswahl von Briefmarken, die uns ein Bild geben von den nationalen Ereignissen. Und zugleich ist diese Anregung nur eine; es gibt so viele Möglichkeiten, den Sammeleifer in die richtigen Bahnen zu lenken. Denkt doch einmal nach, nach welchen anderen Gesichtspunkten ihr die Marken sammeln könnt. Und dann schreibt mir einmal, welche Vorschläge ihr zu machen habt. Fritz.

Wir beschäftigen die Kinder




Wer will unter die Soldaten?

Mutter kann einen feinen Helm falten. Dieser Helm sitzt fest auf dem Kopf und geht nicht so leicht entzwei, außerdem hat er vorn zwei Flügel, so daß er wie ein altdeutscher Helm aussieht. Dazu rollt sie auch aus Zeitungspapier einen Säbel. Klaus ist stolz, wenn er mit seinem Helm und dem Säbel spielen kann. Mutter faltet den Helm auf folgende Weise. Sie nimmt einen großen Bogen Zeitungspapier, den sie quadratisch schneidet. Das heißt alle vier Seiten sind gleich lang. Nun faltet sie die Diagonale, das heißt eine Ecke quer herüber zur anderen Ecke und streicht den Bruch in der Mitte gut aus. Dann legt sie die Bruchlinie nach oben und die Spitze auf sich zu. Nun nimmt sie die beiden Ecken, die rechts und links liegen und führt bis zu der unteren Ecke und streicht die beiden Brüche gut aus. Die beiden Ecken, die nun auf der unteren Ecke liegen, knifft man wieder nach oben zur Spitze zu und biegt die beiden Ecken um, so daß man, wie das Bild zeigt, die beiden Flügel erhält. Es sind nun noch zwei unbenutzte Ecken da, die man dreimal zusammenfaltet, so daß ein Helmrand entsteht, der die Flügel festhält. Das gleiche macht man mit der Ecke, die nun noch vorhanden ist, sie wird ebenfalls zusammengefaltet und auf die Rückseite des Helmes geknifft. Der Helm ist fertig, zur besseren Haltbarkeit kann man auf die Ecken bunte Papierscheiben kleben, das sieht hübsch aus und hält den Helm gut zusammen. Der Säbel wird ebenfalls aus einem großen Bogen Zeitungspapier gebastelt. Der Bogen wird auseinandergefaltet auf den Tisch gelegt mit einer Spitze nach vorn. Nun beginnt man von dieser Spitze an den Zeitungsbogen aufzurollen, recht fest und eng bis alles aufgerollt ist, das Ende wird verklebt. Dann biegt man das eine Ende zu einem Griff um und bindet es fest. Der Säbel ist fertig und kann nun umgeschnallt werden.

Ursula Scherz.




Amtliche Mitteilungen

Knochen sammeln! Nun erst recht!

Der Knochen ist ein wichtiger Rohstoff. Von den im Reich anfallenden Knochen genügt nicht ganz die Hälfte, um den gesamten Bedarf für unsere Verarbeitung ohne Einfuhr zu decken. Das muß restlos geschafft werden. In der Zeit der jetzigen Hausschlachtungen darf kein Knochen umkommen. Auf keinen Fall dürfen noch Knochen verbrannt werden. Die Sammlung der Knochen ist Kriegsdienst der deutschen Schule. Ganz besonders die Privatschulen sollten durch solchen außerschulischen Einsatz ihre nationalsozialistische Ausrichtung beweisen. Das feindliche Ausland hat viel über unsere Sammlung von Altmaterial gelacht. Auch hier gilt das Wort: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Zehn Tage Haft wegen Nichtverdunkelns

Trotz des ausdrücklichen Hinweises auf die Verdunkelungspflicht kam ein Volksgenosse aus München-Gladbach den Anordnungen über die Verdunkelung nicht nach. Er mußte sich deshalb vor dem Amtsgericht verantworten, das ihn zu zehn Tagen Haft und 50 RM Geldstrafe verurteilte. In der Urteilsbegründung wurde darauf hingewiesen, daß für die Folge weit schwerere Strafen wegen gleichliegender Verstöße verhängt würden, bei schlimmen Verfehlungen werde das Gericht sogar auf Zuchthausstrafe erkennen.



Besitzt ihr schon alle das Diplom für die Ablieferung des entbehrlichen Hausrats an die **Metallspende** *des Deutschen Volkes? Auch der kleinste Beitrag hilft uns im Kampf gegen unsere Feinde.*

Schutz den Jugendlichen

Der Reichsinnenminister hat eine Polizeiverordnung zum Schutze der Jugend erlassen. Wegen der durch den Krieg bedingten veränderten Lebensverhältnisse wird danach bestimmt, daß Jugendliche unter 18 Jahren sich auf öffentlichen Straßen und Plätzen oder an sonstigen öffentlichen Orten während der Dunkelheit nicht herumtreiben dürfen. Der Aufenthalt in Gaststätten aller Art ist Jugendlichen unter 18 Jahren, die sich nicht in Begleitung des Erziehungsberechtigten oder einer von ihm beauftragten volljährigen Person befinden, nach 21 Uhr verboten. Jugendliche unter 16 Jahren dürfen sich ohne Begleitung des Erziehungsberechtigten in Gaststätten überhaupt nicht aufhalten.

Der Besuch von öffentlichen Lichtspieltheatern, Varieté- und Kabarettvorstellungen ist Jugendlichen unter 18 Jahren, die sich nicht in Begleitung Erwachsener befinden, nach 21 Uhr verboten. Die Verordnung bringt ferner für alle Jugendlichen unter 18 Jahren ein Verbot des Genusses von Tabakwaren in der Oeffentlichkeit. Der Aufenthalt in Räumen, in denen öffentliche Tanzlustbarkeiten stattfinden und die Teilnahme an Tanzlustbarkeiten im Freien ist Jugendlichen unter 18 Jahren nur in Begleitung des Erziehungsberechtigten gestattet.

Die Vorschriften der Verordnung gelten nicht für Angehörige der Wehrmacht und des Reichsarbeitsdienstes. Die Bestimmungen über die Fernhaltung aus öffentlichen Lokalen gelten ferner nicht für Veranstaltungen der Partei sowie für Jugendliche, die sich auf Reisen befinden.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75.
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.

Der Einzelhandelskaufmann

Der Nachwuchseinsatz in den kaufmännischen Berufen ist in den letzten Jahren insgesamt gesehen dadurch gekennzeichnet, daß der Andrang der Jugendlichen zu diesen Berufen übermäßig groß war. Die Zahl der Bewerber und Bewerberinnen übertraf die Zahl der zu besetzenden Lehrstellen. Während bei den weiblichen Jugendlichen die Neigung für alle kaufmännischen Berufe gleich stark hervortrat, beschränkte sie sich jedoch bei den männlichen überwiegend auf die kaufmännischen Büroberufe in Industrie und Großhandel. Der Einzelhandel mit der im Vordergrund stehenden Verkaufstätigkeit ist dagegen wenig beliebt. Der Beruf des Einzelhandelskaufmannes braucht aber gerade befähigten und gut ausgebildeten männlichen Nachwuchs. Der männliche Nachwuchs hat insbesondere zur Ergänzung der selbständigen Einzelhandelskaufleute zu dienen, die wichtige und schwierige Aufgaben im Rahmen der deutschen Volkswirtschaft zu erfüllen haben. Die folgenden grundsätzlichen Ausführungen geben einen Einblick in die gegenwärtigen Berufs- und Wirtschaftsverhältnisse des Einzelhandelskaufmanns.

Welche Bedeutung dem durch gute Fachkräfte unterstützten Einzelhandel zukommt, hat sich gerade in den ersten Wochen nach Kriegsausbruch gezeigt. Ohne die fachkundigen Mitarbeiter des Einzelhandels wäre es sicher nicht möglich gewesen, die Schwierigkeiten der Umstellung in der Verbraucherversorgung auf die Kriegswirtschaft mit so geringen Reibungen durchzuführen.

Die Leistung des Einzelhandels ist von der Güte der Arbeit der einzelnen Mitarbeiter mehr abhängig, als von der technischen Rationalisierung der Betriebe. Ueber den Einzelhandel soll daher nachstehend ein allgemeiner Ueberblick gegeben werden:

34 Milliarden Reichsmark, das ist fast die Hälfte des deutschen Volkseinkommens, gingen im letzten Jahr über den Ladentisch des Einzelhandelskaufmanns. Einen gewaltigen Warenstrom hatte er also von der Erzeugung dem Verbraucher zuzuführen und dabei sowohl die volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte als auch die Interessen und Wünsche seiner Kunden wahrzunehmen. Vor allem gehören die Hausfrauen zu den Kunden des Einzelhandels, aber auch viele Handwerker, ja alle Volksgenossen kommen mit dem Einzelhandelskaufmann täglich in Verbindung. Seine Möglichkeiten, auf den Verbrauch aber auch politisch Einfluß zu nehmen, sind also außerordentlich groß.

Aus dem weiten Markt muß der Einzelhandelskaufmann die für seinen Kundenkreis richtige Ware auswählen. Er muß also einen guten Einblick in alle Erzeugungsgebiete haben. Eine gute Warenkenntnis ist auch notwendig, um das Richtge auswählen zu können. Zum richtigen Einkauf gehört ferner das Gefühl dafür, wann die einzelnen Warensorten verkaufsbereit im Lager liegen müssen. Der Einzelhandelskaufmann ist also nicht Verteiler, der die Ware bekommt und sie dann wieder an andere abliefert. Er erfüllt vielmehr seine Aufgabe nur dann, wenn er mit wirtschaftlichem Weitblick und kaufmännischer Sicherheit seine Dispositionen trifft sein Lager dem Kundenkreis und den Veranderungen der Jahreszeit und der Marktlage anpaßt und auch seine kulturelle Aufgabe gegenüber der Verbraucherschaft richtig auffaßt. Um die Ware vom Ort der Erzeugung mit dem geringsten Kostenaufwand an den Verbraucher heranzubringen, braucht der Einzelhandelskaufmann umfassende betriebswirtschaftliche Kenntnisse, denn jede Möglichkeit der Kosteneinsparung muß ausgenutzt werden. In der Wahl der richtigen Transportmittel, in der schärfsten Rationalisierung des eigenen Betriebes, in der Ausnutzung von Vergünstigungen beim Einkauf usw. erweist sich der richtige Kaufmann und liegt die Quelle des eigenen Erfolges ebenso wie die Gewähr für ein volkswirtschaftlich rationelles Arbeiten. Hierzu braucht der Kaufmann ein Rechnungswesen, das es ihm ermöglicht, den Betrieb ständig zu „durchleuchten", um Fehlerquellen zu finden und diese dann abzustellen.

Man könnte geneigt sein, anzunehmen, daß in der Kriegswirtschaft der Einzelhandelskaufmann zum Verteiler geworden sei, da doch viele Waren nur gegen Bezugsschein verkauft werden können. Das ist aber nicht so! In einer Reihe von Fachzweigen ist zwar der Bezugsschein zwischen den Verkaufsvorgang geschaltet worden, aber der kaufmännische Sinn hat in der planmäßig gesteuerten Wirtschaft seinen Wert nicht eingebüßt. Zwar sind die Mengen im Einkauf und Verkauf beschränkt, aber die Entscheidungsfreiheit des Kunden, bei einem guten Kaufmann zu kaufen und ein nicht leistungsfähiges Geschäft zu meiden, ist nach wie vor erhalten geblieben. Was hat sich beim Einkauf beispielsweise eines Bekleidungsstückes geändert? Lediglich die Zwischenschaltung des Bezugsscheins. Die Beratungsaufgabe des Kaufmanns ist die gleiche geblieben, und nach wie vor obliegt es ihm, seine geschmacklichen Vorschläge so anzubringen, daß eine persönliche Bedienung gesichert ist.

Nach der Berufszählung von 1933 gab es im Einzelhandel 1 916 863 beschäftigte Personen, davon waren:

	männlich	weiblich
selbständige Kaufleute	550 291	262 139
leitende Angestellte	32 443	26 201
Kaufmannsgehilfen	111 191	260 548
Kaufmannslehrlinge	44 616	84 823

Das Durchschnittsalter der selbständigen Kaufleute des Einzelhandels ist sehr hoch, es liegt über 50 Jahre. Diese Tatsache macht es notwendig, dafür zu sorgen, daß viele junge Kaufleute in den nächsten Jahren zur Verfügung stehen, um die auf natürlichem Wege ausscheidenden Kaufleute zu ersetzen. Es zeigt sich aber, daß bisher eine genügende Anzahl von Kaufmannsgehilfen zur Verselbständigung kaum vorhanden sein wird.

Bei der Arisierung vieler Einzelhandelsbetriebe im vergangenen Jahr machte sich dieser Mangel an tüchtigen Kräften bereits bemerkbar. Auch für die Errichtung von neuen Einzelhandelsbetrieben in den neuen Siedlungsgebieten ist es schwer, geeignete Kaufmannsgehilfen zu finden.

Der Einzelhandel ist einer der wenigen Berufe, in dem die Verselbständigung mit einem verhältnismäßig kleinen Kapital möglich ist. Die Wirtschaftsgruppe Einzelhandel hatte vor Kriegsausbruch Möglichkeiten einer Kapitalhilfe für die Verselbständigung junger Kaufmannsgehilfen vorbereitet.

Durch das Einzelhandelsschutzgesetz hat der Staat den Zugang zum Einzelhandel geregelt. Es haben nur noch sach- und fachkundige Kräfte das Recht, im Einzelhandel einen Betrieb selbständig zu führen. Durch die am 6. März 1939 erschienene Bereinigungsanordnung ist der Staat bemüht, nicht leistungsfähige Existenzen aus dem Einzelhandel auszuschalten.

Diese Maßnahme hat aber nur einen Sinn, wenn dem Beruf geeignete tüchtige männliche Jugendliche zugeführt werden, die in der Lage und gewillt sind, einen Einzelhandelsbetrieb selbständig zu führen.

Der Kaufmann im Einzelhandel ist kein Verwaltungstyp; er muß für kaufmännisch-organisatorische Leistungen begabt sein, er muß sich bereit finden, Wagnis und Risiko zu übernehmen. Ein breites Aufmerksamkeitsfeld, schnelle Umstellungsfähigkeit und einen schnellen Vorstellungsablauf verlangt seine Berufsarbeit. Die Berufserfahrung, die Erfassung praktischer Sachlagen spielt hier eine entscheidende Rolle. Die Ausbildungsrichtlinien der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel umschreiben die Anforderungen an den Lehrling wie folgt:

„Wer als Lehrling in den Einzelhandel eintreten will, muß das Ziel einer Volksschule erreicht haben. Er muß über Ordnungssinn, Arbeitsfreude und geistige Beweglichkeit verfügen, höflich, ehrlich, anstellig, peinlich sauber und gesund sein. Er soll insbesondere die Grundrechnungsarten des kaufmännischen Rechnens, besonders auch das Kopfrechnen beherrschen, er muß sicher in der Rechtschreibung sein und eine gute Handschrift haben."

Berufsausbildung

Der Inhalt der Berufsausbildung ist in den „Richtlinien für die Ausbildung von Lehrlingen im Einzelhandel" geregelt, die von der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft der Industrie- und Handelskammern, der DAF. und der Reichsjugendführung herausgegeben sind. Die Lehrdauer beträgt drei Jahre und wird nach dem Lehrvertrag der Reichswirtschaftskammer abgeschlossen. Der Abschluß der Lehre bildet die vor der Industrie- und Handelskammer abzulegende Kaufmannsgehilfenprüfung.

Während der Dauer der Lehrzeit sind die Einzelhandelsfachklassen der kaufmännischen Berufsschulen zu besuchen. Den Kaufmannsgehilfen verschiedener Fachzweige stehen zur Erweiterung ihres Wissens Fachschulen zur Verfügung.

Die Aufgaben des Kaufmanns im Einzelhandel erfordern für alle Berufsanwärter eine umfassende kaufmännische Ausbildung während der Lehre. Die Spezialisierung für einzelne Arbeitsplätze soll erst nach der Lehrzeit erfolgen.




Aufnahme:
Hans Retzlaff